

MIT DEM FAHRRAD VON BERLIN NACH FELDENHOFEN

15. JUNI – ENDE JULI 1945

Das auf der Fahrt selber von mir geschriebene Tagebuch hat der Peter, der kleine Lausbub der Einwohnerin Marie in Feldenhofen teilweise zerrissen. Er war im Sommer 1945 während meiner Abwesenheit durch die vergitterten Fenster eingestiegen, als ich wegen meiner verschleppten Familie in Cilli abwesend war. So ergab sich die Notwendigkeit, später am Buserhof aus der Erinnerung die verschiedenen Erlebnisse zu rekonstruieren und es dann in Graz ins Reine zu schreiben; später wurde eine gründliche Bearbeitung vorgenommen.

Es war mir in Berlin schon vor dem Zusammenbruch zum Bewusstsein gekommen, dass die Hitlerregierung unhaltbar sei und bald ein Ende finden werde. Bei den Deutschen in Berlin hatte ich bemerkt, dass viele den Lauf der Dinge, aber auch die Menschen und Ereignisse wenig objektiv beurteilen und alles von ihrem lokal-konventionellen Standpunkt aus sehen und wenig auf die tatsächlichen Verhältnisse Rücksicht nehmen. So bereitete ich mich in Gedanken vor, nach dem Kriegsende Berlin zu verlassen; als Transportmittel nahm ich mein Fahrrad in Aussicht; ich begann auch trotz der allgemeinen knappen Verpflegung für die Reise etwas Proviant aufzusparen.

Über den Endkampf, das Eindringen der Russen und meine Tätigkeit unter den Russen in Berlin als technischer Sekretär des Bürgermeisters von Schmargendorf will ich nicht viel schreiben. Es war eine sehr interessante Tätigkeit, denn ich hatte Gelegenheit, neue Arbeitsgebiete – Bauwesen, Verkehr, Energieversorgung kennen zu lernen und mit den Russen Kontakt zu nehmen. Erstaunlicher Weise hatte das öffentliche Leben in Berlin bald eine ganz hübsche äussere Fassade gewonnen. Die Strassen waren durch den Einsatz der Bevölkerung gereinigt; hier und dort gab es geregelten Strassenbahn-, Omnibus- und U-Bahn-Verkehr; Wasser, elektrisches Licht funktionierte, die Lebensmittelversorgung war sogar besser als vor dem Russeneinmarsch.

Aber gleichzeitig waren die grossen Industriebetriebe – allen voran Siemensstadt – weitgehend ausgeleert worden; es waren viele Verkehrsmittel abtransportiert und nach kursierenden Gerüchten war auch die Landwirtschaft in weitem Umkreis schwer reduziert worden. Dies erweckte den Eindruck, dass die Verhältnisse sich in Berlin bald zuspitzen dürften und dass die augenblicklich günstige Lebensmittellage nach Aufbrauch der geöffneten Lager ins Gegenteil umschlagen würde. Vor allem aber bedrängte mich die Frage, was ich eigentlich allein, ohne Familie, noch in Berlin zu suchen hätte.

Einmal – Ende Mai – war ich über meine Zukunft ganz unsicher, da war die Möglichkeit mit Professor Hertz nach Russland zu gehen, was mir die Russen mehrere Male empfahlen; weiters deuteten die Erfolge meiner technischen Arbeit die Aussicht an, zu einem gehobenen Posten in der Stadtverwaltung zu kommen. Doch die Sorge um die Familie in Feldenhofen drängte auf eine Reise nach dem Süden. In Verlegenheit, welche Entscheidung zu treffen, bat ich an einem Abend im Leibbrand'schen Haus in meinem Zimmer die Gottesmutter um Hilfe. Bald darauf fiel mein Blick auf das schwarze Köfferchen im Winkel, wo ich verschiedene Papiere – darunter Briefe Marcelinens aus Feldenhofen – aufbewahrte, die ich schon lange ordnen wollte. Ich begann auch gleich und las hier und dort ein paar Zeilen, darunter waren welche, wo meine liebe Frau betonte, dass sie alle Arbeit in

Feldenhofen und alle Mühe immer mit der Aussicht auf ein gemeinsames späteres Leben hier – vielleicht als dauernder Festpunkt für den Fall eines Zusammenbruches – gerne leiste und alle Gefährlichkeiten auf sich nehme. Da war mein Entschluss gefasst, nach Feldenhofen zu ziehen und ich danke der heiligen Maria für ihren Fingerzeig. Nun fing ich mit viel Freude an, die Reise gründlich vorzubereiten und nahm als Termin die Mitte des Monats Juni in Aussicht.

Die Vorbereitungen für die Fahrradreise

Ich hatte mehrfach Erkundigungen über die Weiterkommens Verhältnisse im beunruhigten Mitteleuropa unterwegs eingezogen und darüber die verschiedensten widersprüchlichsten Nachrichten erhalten. Dazu war ich an Samstagen und Sonntagen schon mehrmals an die Berliner Ausfallstrassen gegangen und habe mit Leuten gesprochen, die mit Handkarren, Kinderwagen oder sonstigen abenteuerlich aufgebauten Fahrzeugen einen längeren schon zurückgelegten oder auch einen als länger geplanten Weg verrieten. Aus vielen Auskünften konnte ich entnehmen, dass manche dieser Leute bereits weite Strecken zurückgelegt hatten, ja sogar aus der Czechoslovakai gekommen waren, wo es ihnen unterschiedlich ergangen war; von andern hörte ich, dass diese den Übergang über Böhmen in den englisch besetzten Teil Bayern versuchen wollten. Im Allgemeinen gab es öfters Erwähnungen von Grenzübergangs-Schwierigkeiten, Unfreundlichkeit und Feindseligkeit seitens der Czechen, von grosser Unsicherheit auf den Landstrassen und grosse Ungewissheit eines Befördertwerden mit irgendwelchen Fahrzeugen.

Ein Chauffeur vom Hohenzollerndamm, dessen Schwester bei einer Bekannten angestellt war, gab mir von einer Reise nach der amerikanischen Zone über dem russisch besetzten Teil aber vertrauenserweckende Auskünfte; vor allem empfahl er mir ein offizielles Ausweispapier mit russischem Stempel zu besitzen. Zuerst schlugen einige Versuche dazu fehl, dann aber erhielt ich sogar vom russischen Gardeoberst bei Marschall Konjew, bei dem ich gelegentlich zu tun hatte, ein offizielles Schreiben mit der richtigen Unterschrift und dem grossen Stempel; es war eine lobende Anerkennung meiner Leistungen auf der Bürgermeisterei Schmargendorf. Dieses grosse Papier und ein vorher erhaltenes, kleineres erwiesen sich in der Folgezeit mehrfach als hilfreich. Als ich diese Papiere in Händen hatte, konnte ich mit Ruhe den Einzelheiten der Reise nähertreten. Die Wahl der Einzelheiten der Route liess ich noch offen, nahm mir aber vor, wenn möglich über Hof in Bayern zur Gruppenleitung von Siemens zu gehen, um mit Direktor Scharovsky zusammenzutreffen; ausserdem hatte ich das Gefühl am besten über Salzburg und Klagenfurt nach Windischgraz voranzukommen und es nicht über Wien zu versuchen. Ausser dem Drang zur Familie zu kommen, hatte ich auch den Wunsch, die Reaktion der Menschen in verschiedenen Gegenden und aus verschiedenen Bevölkerungsschichten auf den Schock des Zusammenbruches kennen zu lernen; nebenbei wollte ich von den Menschen die Art ihrer Einstellung zur Zukunft verspüren, um daraus auf die kommende Entwicklung zu schliessen.

Ausser der schon beschriebenen Papierbeschaffung von den Russen erhielt ich auch noch ein freundliches Schreiben von Bürgermeister Thieben und eines vom Pater, Vorstand unseres kleinen Salvatorianer Klosters.

Trotz der angestrengten Tätigkeit in der Bürgermeisterei hatte ich die Abende immer dazu ausgenützt, mit vielen Leuten zusammenzukommen und mit diesen den zu erwartenden Gang der kommenden Ereignisse in Europa zu besprechen. Da war zuerst der engste Freundeskreis: Erich Kretschy, Kurt Rommeler, Manfred Tschermak, M. Pokorny; dazu kamen die Siemensleute, die in Berlin geblieben waren, Dr. Buff, Dir. Leipersberger, Hr. Baudisch und, vor allem, Prof. Hertz. Durch die Bürgermeisterei war der Kreis noch stark erweitert worden; Vater und Sohn Thieben erwiesen sich als sehr ordentliche, nette Menschen, dazu kam der Staatsschauspieler Walter Franke, dann Dr. Karoli, ein vielseitiger unternehmungslustiger Siebenbürger. Die interessantesten Aussprachen aber ergaben sich mit Margaret Boveri¹⁸, der Schriftstellerin und Weltreisenden. Sie hatte fast bis in die letzten Tage die Absicht die Reise aus Berlin gemeinsam mit mir zu unternehmen; am Ende wollte Frau Boveri aber dann doch den Einzug der Alliierten in Berlin abwarten. Mehrfach wurden die Reise-Einzelheiten mit meiner Sekretärin auf der Bürgermeisterei, Frau Fauler, besprochen, die auch eine Teilnahme an meiner Reise überlegte, um nach Süddeutschland zu kommen.

Nachdem nunmehr meine Entscheidung mit dem Fahrrad zu reisen gefallen war, ging es an eine Probepackung. Reisproviant hatte ich reichlich gespart. Meine Vorräte umfassten Dauerwurst, 2 Flaschen Öl, 4 Brote, etwas Corned Beef und Speck, 2 Dosen Sardinen, 1 Glas Fett und ein kleines Fläschchen Schnaps. Das Fahrrad wurde liebevoll durchgesehen und erhielt neue Pedale sowie gründliche Schmierung.

Sehr erfreulich war die Feststellung zehn Tage vor der geplanten Reise, dass vom Bahnhof Lankwitz Personenzüge nach Jüterbog abgehen, die angeblich Anschluss bis Dresden hätten, eine Ausreisemöglichkeit aus Berlin, die als besonders geeignet erschien, weil die weitere Umgebung von Berlin mehrfach als sehr unsicher für Fahrrad mit Gepäck darauf erwähnt worden war.

Die Hausruine Davoserstrasse 3 wurde Herrn Romeler und meine Steuer-Angelegenheiten an Erich Kretschy zu treuen Händen übergeben. So kam der Tag der Abreise heran; nun musste ich schliesslich meinen kleinen Besitzstand an Möbeln, Lebensmitteln, Büchern und Kleidern vernünftig aufteilen.

Der letzte Tag vor der Abreise

Gleich am Morgen fuhr ich mit dem Fahrrad nach Lankwitz, um über die Zugsverhältnisse nochmals Klarheit zu schaffen. Der Zug ging zur gleichen Zeit ab, wie das erste Mal festgestellt, war aber viel voller, so dass ich ein frühzeitiges Kommen für sehr nötig erkannte; man musste am Weg zum Bahnhof den Teltowkanal überqueren, da bei den letzten Verteidigungsversuchen von Berlin alle Brücken darüber gesprengt worden waren. Umwege zu den wenigen Notsteigen mit Abstieg über kleine Treppen an den tiefen und steilen Flanken waren wegen der beladenen Fahrräder nicht einfach und verlangten einige Zeit dazu.

Von meiner Habe wurden dann die wenigen Reste, die aus dem Brand unseres Hauses gerettet worden waren, sowie ein paar Neuerwerbungen von der Buchhandlung am Roseneck teilweise in den braunen Rindslederkoffer zu Kretschy gegeben, teilweise in den Laden meiner Mahagony-

¹⁸ cf. Margret Boveri, *Tage des Überlebens*, Berlin 1945, Berlin 2004, p. 196

Frisierkommode verstaut, welche zu Romeler kam. Zur Mitnahme auf die Reise nahm ich nur die Mechanik und die Elektrizitäts-Lehre von Pohl, eine Broschüre über neue, wissenschaftliche Fortschritte der A.J.E.E., eine Mappe mit persönlichen Dokumenten und – als Wichtigstes – ein Exemplar meines bei Siemens geschriebenen Gleichrichter-Buches mit. Am Tag vor der Abreise hatte ich in einer mit Zinkblech ausgeschlagenen Munitionskiste meine wichtigsten Arbeiten aus der letzten Zeit, insbesondere die Zusammenstellung über Wellenausbreitung im Wasser, andere Dokumente und Tagebücher, zeitig am Morgen unter dem Komposthaufen der Davoserstrasse 3 vergraben. Ich hatte es recht früh gemacht, weil die Russen sehr scharf aufpassten und nach vergrabenen Gegenständen suchten; sie hatten so Wertgegenstände, aber auch Wein und Schnaps gefunden.

Im Lauf des Vormittags kam Dr. Buff, dem ich meinen kleinen Nachkästchenwecker und auch einige Bücher versprochen hatte. Der Arme hatte direkt an der Hauptkampflinie gewohnt; seine nette Villa dort war durch Tage von den Truppen devastiert worden; als er sie dann noch in Ordnung gebracht hatte, war er nochmals ausquartiert worden und nochmals geplündert worden.

Mein Bett kam zu Kretschy, obwohl es eigentlich gar nicht mir gehörte; eine russische Musikkapelle, die mehrere Tage bei uns wohnte, hatte es in der Umgebung requiriert, und dann zurückgelassen. Da es aber gut zu meinen Stühlen und Nachtkästchen passte, hatte ich es dann in mein Zimmer genommen.

Die Lebensmittelvorräte – es waren zwei kleine Kistchen mit Hülsenfrüchten, Mehl, Teigwaren, Zucker, Fett, Öl, Paradeismark, die ich als Notreserve gehalten hatte, bekam Erich Kretschy mit der Bitte, das erste nach zwei Monaten, das zweite nach einem weiteren Monat nachher zu öffnen und für sich zu verwenden, falls ich nicht in der Zwischenzeit zurückgekommen wäre.

Der Hausfrau, Frau Trode, die sich des Öfteren aus meinen Vorräten etwas abgeleitet hatte und die mit Elstermiene darauf wartete, dass ich ihr alles zurücklassen würde, wollte ich wenigstens etwas lassen. So ging ich in den Keller, wo ich zwei Fächer in den Stellagen zugewiesen hatte und überschaute das Vorhandene. Mein erster Blick fiel auf eine grosse Dose Suppenwürfel, die ich zu Weihnachten aus Wien zugeschickt erhalten hatte. Diese (und anderes) wollte ich ihr geben, da sie öfters erwähnt hatte, wie die Suppen, dank Verwendung von Suppenwürfeln, so schmackhaft gemacht würden. Die Dose war aber bis auf wenige Würfel leer und so erkannte ich den Ursprung der Schmackhaftigkeit der Suppen. Ich verschloss die Dose fest, gab etwas Gries daneben und stellte es auf den Küchentisch. Dann bemerkte ich zur Hausfrau, dass die volle Würfeldose und der Gries mein Vermächtnis für sie wären, sie bedankte sich und meinte, sie könne die Würfel sehr gut verwenden.

Gegen Abend kamen Tschermak, Kretschy und Romeler. Wir tranken den letzten Wein, assen das letzte Kompott und richteten die Häufchen, die sich die Freunde am nächsten Tagen holen sollten; dazu gehörten vor allem die Leintücher für Tschermak. Bezüglich meiner Vermächtnisse betonte ich, dass ich bei einer Rückkehr auf Rückerstattung rechnete. Dann wurde der Rucksack gepackt und die schöne gelbe Ledertasche mit den Büchern und Dokumenten und die vier Kastenbrote unter dem Plaid am Gepäckträger verstaut.

Zwei Tage vorher hat mich Frau Fauler dringend gebeten, sie auf meine Abreise mitzunehmen, da sie zu meiner Unternehmungslust grosses Vertrauen hätte. Ohne Verantwortung für das Gelingen des Unternehmens stimmte ich zu, dass sie mitkommen könnte. Sie wollte in München

gegen den Bodensee abzweigen, weil dort ihre schwiegerelterliche Familie eine Wirtschaft betrieb; Mutter und Schwester, beide in Graz ausgebombt, sowie etwa ein Jahr altes Kind der letzteren, sollten vorerst in Berlin zurückbleiben.

Die Erwartung der Abreise, der Wunsch und die Sorge, meine Familie gut wieder zu finden und die Ungewissheit über den Verlauf des sicher lange dauernden Reiseunternehmens liessen mich lange nicht einschlafen. Doch dann fiel ich in tiefen Schlaf, aus dem mich um 4 Uhr mein Wecker aufrief.

Verlassen von Berlin, der erste Reisetag

Der grauende Morgen verhies einen schönen Tag. Ich war rasch angezogen, die Toilette-Sachen und der Pyjama kamen in den Rucksack, das Bettzeug auf das Häufchen für Tschermak und die letzten Sachen wurden mit Herrn Trodes Hilfe auf das Rad gegeben. Nun kam auch Frau Fauler; ihr Rad war hoch bepackt, sie war in einer einfachen Windbluse. Einige Minuten nach $\frac{1}{2}$ 6 Uhr brachen wir auf. Es war frisch und wolkenlos hell. Wir fuhren die Davoserstrasse hinauf gegen die Breite Strasse; ein paar freundliche Blicke auf unser Grundstück, ein paar Gedanken zurück in Dankbarkeit für die schönen Jahre darin und ein letzter Wunsch, dass die nur mit einem einfachen Bretterdach bedeckte Ruine bald wieder ein wohnliches Häuschen werden möchte. Der nächste Blick zum Rathaus, wo ich in den letzten Wochen eine interessante und helfende Tätigkeit ausgeübt hatte. Weiter über den wilden Eber durch die stark zerstörte Podbielski-Alle zum Bahnhof, den Weg, den ich schon zweimal ausprobiert hatte. In dem Mass als ich mich von Schmargendorf entfernte, verschwanden die kleinen Verbindungen zum Dortigen, immer stärker wurde die Frage, was werden die nächsten Tage, Wochen, ja selbst Stunden bringen.

Am Bahnhof Lankwitz selbst waren sehr viele Menschen mit den verschiedenartigsten Fuhrwerken. Wir warteten nur kurz, der Zug fuhr bald ein; doch in die Personenwagen vorne drängten sich zahlreiche Franzosen mit ihrem umfangreichen Gepäck und verhinderten unser Einsteigen mit den Fahrrädern. Darauf gingen wir zurück zu den Viehwagen; mit Hilfe anderer Leute kamen wir leicht hinein und fanden in einem Winkel gut Platz. In kurzer Zeit füllte sich der Wagen ganz; Zugpersonal stopfte zum Schluss noch einige Frauen mit Kinderwagen herein. Im Allgemeinen waren die Leute bereit sich zusammenzudrängen; nur eine Frau hatte übermässig grosses Gepäck; die wollte nicht in die Ecke, weil es ihr dort zu finster wäre. Sie wurde aber rasch überstimmt und musste, tief in der Ecke, noch andere Leute an sich heranlassen.

Ziemlich pünktlich erfolgte die Abfahrt. Bald wurden Stärkungspakete herausgenommen, auch ich liess mir Brot und Wurst und ein Stück vom guten Kuchen von Frau Romeler herrlich schmecken. Dazu nahm ich einen Schluck Cognac aus der kleinen Schraubflasche, die ich aus Sorge vor den Russen in einem Schuh versteckt hatte und die daher mühsam auszupacken war.

Neben uns stand eine etwas verhärtet aussehende Frau mit einem kleinen Mädel, sie kam aus Westpreussen, wo sie ihre Familie besucht hatte. Hin von Berlin war es noch mit der Eisenbahn gegangen; zurück seien auch die Kleinbahnstrecken schon ausgebombt gewesen und sie seien 14 Tage auf der Landstrasse gewesen, bis sie nach Fürstenwalde gekommen wären. Die erzählte, wie alles Vieh entlang ihres Weges von den Landwirtschaften weggenommen sei und alle Maschinen. Man hatte den

Eindruck, als ob sich dort im Osten ein totes Land befände, von dem das Sterben wie ein unheimliches Gespenst sich nach Westen vorschlebe.

Die Frau war mit 17 Jahren als deutsche Erzieherin nach Ungarn gekommen. Ihre Bemerkungen über Schuld von Staat und Religion am Zusammenbruch Deutschlands waren die bekanntesten, oft gehörten Äusserungen der Halbgebildeten.

Eine Bestätigung, dass viele Menschen überdressed sind und deswegen kaum Zeit für selbstständiges Denken finden. Selbstständige Gedanken kommen viel langsamer als Eingelerntes. So hatte sich im 19ten Jhd. eine eigenartige Halbbildung verbreitet aus vielen – allgemein akzeptierten – Urteilen und Ansichten; wobei das geistige Niveau eines Menschen danach beurteilt wurde, wieviel er von dem allgemein akzeptierten Bildungstoff rasch abschnurren kann.

Der Zug fuhr langsam, aber stetig weiter. Er hielt in vielen Stationen, die mir von den letzten Fahrten im Personenzug von Feldenhofen zurück, aber auch von den Fahrten nach Hof und Nürnberg bekannt waren (früher war ich hier im D-Zug im 100 km tempo durchgebraust).

Gegen 11 Uhr kommen wir in Jüterbog an; es war die Endstation für diesen Zug. Alle Leute mit ihrem Gepäck mussten heraus auf den Bahnsteig. Man hörte, dass Anschluss nach Wittenberg um 4 Uhr nachmittags zu erwarten wäre. Ob man am Abend um ½ 8 Uhr noch über die Elbe kommen könnte, konnte der Bahnbeamte nicht sagen. So entschlossen wir uns rasch nicht zu warten, sondern nach Herzberg zu radeln, umso mehr als mir Freund Kretschy diesen Ort zum Besuch bei Dr. Bettge und Baron Palombini besonders ans Herz gelegt hatte.

Vom Bahnhof Jüterbog führte eine gute Strasse durch den netten, etwas altertümlichen Ort hinaus in die Ebene. Alles war so grün und frisch, wie es nur im Juni nach einer längeren Regenperiode sein kann und glänzte im Licht eines wolkenlosen Frühsommertages. Nun wurde es mir ganz klar: „Jetzt beginnt die Fahrt ins Ungewisse und das wirkliche Abenteuer“.

Nach einigen Kilometern Radfahrt stiessen wir auf den ersten Trupp Russen, die mit Ponywagen, vielen Pferden und Fahrrädern sich in unsere Richtung bewegten. Unsere freundlichen Gesichter, rot-weiße Armbinden und ein paar slovenische Worten liessen uns ungeschoren weiterkommen. Die Russen marschierten zur Besetzung des ihnen nach dem Jalta-Abkommen freigegebenen sächsischen Gebietes, von dem sich die Engländer und Amerikaner zurückzogen.

In Abständen von etwa ½ Stunde wiederholten sich solche Überholungen; jedes Mal waren es viele hundert Mann; etwas unheimlich war es, wenn sie Rast hielten. Einmal sprachen zwei Russen mit uns und machten uns Sorge wegen der Fahrräder, aber glücklicherweise hatten sie selber ganz gute Räder. In einem Wald überholten uns zwei Frauen aus Dresden auf Fahrrädern; sie waren wohl gleich mit uns in Jüterbog abgefahren; dann aber durch die Russen aufgehalten worden und wollten sich uns anschliessen. Da fiel mir ein, dass ich meine gute englische Mütze am letzten Rastplatz vergessen hatte; die Mütze wollte ich nicht aufgeben, so bat ich Frau Fauler zu warten und fuhr rasch zurück; tatsächlich fand ich sie noch am Rastplatz wieder. Ich fand Frau Fauler am Platz vor; nur die beiden Dresdnerinnen waren inzwischen weitergefahren.

Gegen 4 Uhr kamen wir in Herzberg an. Kurz vorher sah ich den grossen Turm der Senderstation, den ich seinerzeit wegen Schwierigkeiten mit den Hochspannungsgleichrichtern besucht hatte. Herzberg lag freundlich und ruhig im Nachmittagssonnenschein. Kein Haus zeigte die

kleinste Beschädigung. Im Kreisgesundheitsamt erfuhr ich, dass Dr. Bettge am anderen Ende des Ortes wohnte. Inzwischen hatte vor dem Haus Frau Fauler sich mit einer anderen Frau angefreundet und eben eine Flasche saurer Milch ergattert, die wir gleich am Platz austranken.

Dr. Bettge reagierte auf Kretschys Empfehlung ausserordentlich freundlich. Er telefonierte unsere Ankunft an seine Schwester, die nach 10 Minuten mit der Nachricht kam, dass in einem Häuschen in der Nähe eine Wohnmöglichkeit für uns bereit sei. Dr. Bettge lud mich an diesem Abend in seine Wohnung. Unsere Herberge lag nett am Stadtrand in einem freundlichen Garten mit Blumen, Gemüse und Beeten mit reifen Erdbeeren, von denen wir auch gleich einen Teller bekamen. Alles war peinlich sauber. Ich kam in die gute Stube auf den grünen Dekorations-Divan, Frau Fauler nebenan ins Schlafzimmer von Herrn Bettges Schwester.

Beim Abendessen von Dr. Bettge gab es eine Platte mit kaltem Fleisch, Blutwurst, Speck und gebackene Schnitzeln, wovon ich mit viel Genuss speiste. Für den nächsten Tag wurde ein Besuch bei Baron Palombini in Aussicht genommen. Nach dem Abendessen wurde ein kleiner Spaziergang durch die Stadt gemacht, zur alten Kirche und durch den Stadtpark. Frau Fauler war sehr geehrt, dass ich sie mitgenommen hatte.

Der Divan war kurz, die Beine hingen über die Lehne, aber das gute braune Plaid wärmte vortrefflich. So war der erste Reisetag gut vorüber und versprach auch eine gute Fortsetzung für die nächsten Tage.

Der Aufenthalt in Herzberg

Am Morgen des nächsten Tages, des 16. Juni, besuchte ich zuerst den Baron Palombini auf seinem 6 km entfernten Gute. Es war ein ebenerdiges, langgestrecktes Schloss von Wirtschaftsgebäuden umgeben. Ich wurde freundlich aufgenommen und bekam ein gutes Frühstück mit Honig, Hauswürsten, Butter und Brot. Der Hausherr war erst vor kurzem aus dem Berliner Gestapo-Gefängnis gekommen – er war an dem missglückten Hitlerputsch vom 20. Juli 1944 beteiligt gewesen, da er den Oberbürgermeister Gördeler längere Zeit verborgen gehalten hatte. Seine Frau hatte er seit langem nicht gesehen – sie war mit ihm gefangen gesetzt worden – und, wie er bei seiner Befreiung durch die Russen gehört hatte, kurz vorher freigelassen worden. Er nahm an, dass sie zu ihrer Mutter, einer Frau v. Carlowitz, die in der Nähe von Dresden ein Gut besass, gezogen sei und hatte die Absicht, in den nächsten Tagen dorthin zu fahren, was mit meinen Reiseabsichten gut zusammenpasste. Die Hausaufgaben erledigte eine Frau von Mittlacher, eine elegante, mondäne Frau, die nur gelegentlich an Nägeln biss. Sie war gross, blond und recht gut angezogen. Diese Dame sollte auch nach Lohrsdorf – so hiess das Carlowitz'sche Schloss – mitfahren. Zuerst war die Fahrt für Sonntag, dann aber für Montag festgesetzt worden. Da nur eine gemeinsame, zahlreichere Gesellschaft für die Fahrt durch Sachsen vorteilhaft erschien – man erzählte, dass der Weg nach Dresden eine etwas unsichere Zone wäre – entschied ich mich, bis Montag in Herzberg zu bleiben.

Die Berliner Gerüchte über die Verhältnisse auf den Gütern bewahrheiteten sich. Wie Baron Palombini erklärte, gab es kaum mehr auf den Gütern Vieh, Maschinen und Werkzeug; meistens waren die Besitzer von den Russen davongejagt und oft auch erschlagen worden. Auch auf Palombinis Gut war es ähnlich leer gewesen, als er von Berlin zurückgekommen war.

Auf seinen Entlassungsschein aus dem Albrechtsgefängnis aber hatte ihm der russische Kommissar 10 Kühe überlassen. Alle Maschinen waren weg; am ganzen Hof gab es nur eine Sense, die man auf dem Dachboden gefunden hatte. Die Felder standen sehr schön, denn die Palombinischen Güter waren besonders gut gehalten, hatten schon oft Getreide-Rekordernten aufgewiesen.

Nachmittags und sonntags machte ich grössere Spaziergänge durch die Gegend. Es war eine Tiefebene, wo die Felderstrecken gelegentlich von schönen Mischwäldern unterbrochen waren. In zwei Dörfern, weiter weg von der Hauptstrasse, sah ich sogar einige Maschinen und etwas Vieh. Ich sprach mit einigen Bauern und war erfreut, von diesen zum ersten Mal eine sachliche Beurteilung der Lage zu hören: „Wir haben den Krieg durch den Hochmut und die Grenzenlosigkeit unserer Führer begonnen und verloren. Jetzt müssen wir in dem ganzen Elend mit den übrig gebliebenen Resten ganz von Anfang mit dem einfachsten Mitteln wiederaufbauen“. Das war ein beträchtlicher Unterschied gegen Berlin, wo die bessere Lebensmittelsituation als befriedigend angesehen wurde und wo kaum einer daran dachte, selber für die Zukunft zu sorgen. Die Stadtbevölkerung Deutschlands war durch die zahlreichen Behörden so bevormundet, dass sie verlernt hatte, für die eigenen Lebensnotwendigkeiten primitiv sachlich zu denken.

Wieder andere Gedanken bewegten Baron Palombini, der wohl über die Zukunft sprach, dessen Hauptsorgen aber die in Aussicht genommenen Wahlen waren; sein Hauptproblem war, ob er als Landrat kandidieren sollte oder nicht. Er wollte es nur tun, wenn er 100 % Sicherheit hatte gewählt zu werden, da ein Palombini niemals bei einer Landrats-Kandidatur durchgefallen wäre. Ich bemühte mich ihm klar zu machen, dass man gar nicht wisse, was er für Aufgaben hätte. Ich hielt ein Mitarbeiter in einer mittleren Stelle am Neuaufbau der Verwaltung für zweckmässiger, da die ersten Führer voraussichtlich Misserfolge erzielen müssten.

In diesem Zusammenhang erlaubte ich mir die Bemerkung, dass wegen der stark fühlbaren kommunistischen Strömung es bedenklich sei, sich immer als Baron ansprechen zu lassen – kam nämlich jemand herein (Inspektor, Mamsell, Landarbeiter), so war jedes fünfte Wort „Herr Baron“. Er meinte aber, das sei immer so gewesen, die Leute seien dran gewöhnt und so würde es bleiben. So erkannte ich, dass er doch aus seinen alten Vorstellungen nicht herauskonnte und sein Tun und die Geschehnisse nur durch die Brille seiner Gewöhnung sehen konnte.

Ein nettes Ereignis ist noch anzuführen; Dr. Bettge hatte mich aufgefordert, am Sonntag Nachmittag zum Kaffee zu seinen Hausleuten zu kommen. Als ich in das Haus trat, kam mir als erstes Frl. Schulze, eine Mitbewohnerin des Leibbrand'schen Hauses in der Davoserstrasse entgegen. Sie hatte in der Mansarde gewohnt, war in der Parteistelle beschäftigt gewesen und dadurch nützlich, dass sie vor den Fliegerangriffen immer einen telephonischen Anruf bekommen hatte, so dass man die Intensität der zu erwartenden Angriffe ahnen konnte; überdies hatte sie bei kleineren Hausbeschädigungen eifrig mitgeholfen zu reparieren. Ich denke an den Berliner Aufenthalt als Ausgebombter gerne zurück, da das herrliche Steinway Klavier mich recht zum Klavier spielen und üben brachte. Frl. Schulze entpuppte sich als Cousine der Hausleute und liess keine Erinnerungen an ihre frühere Parteiangehörigkeit vermerken.

Die Jause machte mir Eindruck. In der guten Stube war eine breite Tafel, hübsch gedeckt mit lauter unterschiedlichen Meissner Schalen. Auf dem Tisch standen zwei grosse Torten; auf dem Buffet

noch zwei weitere: mürber Teig mit Erdbeer-Stachelbeer- Käse-Belag. Als ich den Teig lobte meinte die Hausfrau, Zucker und Fett sei reichlich, nur das Mehl wäre knapp.

Am Abend wurde alles für die zeitige Abfahrt Montag früh vorbereitet. Frl. Kaiser – so hat meiner Erinnerung nach unsere Hausfrau geheissen – war etwas zurückhaltend. Frau Fauler erzählte mir später, dass sie eine Bekehrte wäre: „Das ist eine protestantische Heilige, die den Moment abwartet, wo der Geist über einen kommt. Ist dieser Moment da, dann ist man geheiligt und bedauert alle, die noch nicht bekehrt sind“.

Die Fahrt nach Lohrsdorf am 18. Juni

Es war wieder ein sehr schöner Morgen; um ½ 6 Uhr sollten wir an unserer Bleibe, wo die Strasse nach Falkenberg abzweigt, von Palombini abgeholt werden. Es dauerte aber bis 6 Uhr ehe die Kolonne ankam: Baron Palombini, Frau v. Mittelacher und der Verwalter, der sich um die Wirtschaft in Lohrsdorf umsehen sollte. Das Warten machte mir nichts aus, weil es ein milder Frühmorgen war; ein leichter Wind wehte über die – zum Teil schon gemähten – Wiesen und der Sonnenaufgang erschien wie ein gutes Vorzeichen für unsere weitere Reise. Die Fahrt bis Falkenberg verlief rasch und glatt; man sah bald rechts, bald links Gutshöfe, zu denen Baron Palombini ohnehin immer den gleichen Kommentar gab: Besitzer vertrieben, Vieh und Inventar fortgeschleppt. Eine grosse Gutsanlage darunter wurde als Besitz eines Schwiegersohnes des alten Krupp genannt. Da der Falkenberger Bahnhof zerbombt war, gab es ausserhalb des Ortes eine Nothaltestelle; dort warteten schon etliche Leute auf den für 8 Uhr in Aussicht gestellten Zug. Allmählich vergrösserte sich deren Anzahl. Gegen ½ 11 Uhr kam der Zug aus der Dresdner Richtung. Die Güterwagen schon vollgestopft mit Menschen und den sehr bekannten Handfuhrwerken. Wir bekamen gut Platz; gegen 11 Uhr dampfte der Zug ab. An der vorgesehenen Endstation – nach etwa 30 km – erfuhr Baron Palombini vom Lokomotivführer, dass die Lokomotive mit 2 Waggons noch etwa 15 km weiter gegen Dresden fahren würde und dass wir gegen etliche Zigaretten mitkönnten. Das war ein Vorteil, denn diese Strecke ging durch eine unsichere Gegend, weil dort grosse Lager von Auslandsarbeitern wären. So mussten wir uns auf dem Boden des offenen Güterwaggons hocken, damit wir von aussen nicht gesehen würden. Bis zur Abfahrt kamen noch einige Reisegefährten, darunter ein Mann, der mehrere Grenzen schon einige Male passiert hatte und von Dobeln an der Mulde erzählte, wo die Grenze zwischen russischer und amerikanischer Zone durch den Ort ginge; dort gäbe es eine Brücke, über die die Arbeiter morgens, mittags und abends ohne Kontrolle gehen konnten; sonst aber sei die ganze Zone ausserordentlich streng bewacht. Das Übersetzen des Flusses gelänge wohl an einigen Stellen, manchmal aber mit Lebensgefahr verbunden, da die Wächter auf Leute im Wasser scharf schossen; er selber habe schon zweimal die eben angeführte Brücke verwendet. Als ich meine russischen Papiere erwähnte und er das mit dem grossen Stempel sah, meinte er, dass ich mit einem solchen Ausweis ganz sicher auch durch die Tschechoslovakei käme und dass dies der beste Weg für uns sei. So hatte ich nunmehr zwei einigermaßen verlässliche Auskünfte erhalten. Ich konnte mich allerdings noch für den letztgenannten Weg nicht endgültig entscheiden, da ich für die Route am und im Erzgebirge gute Empfehlungen von Kretschy besass und vor allem – wenn irgend möglich – nach Hof kommen wollte,

um mit den Herren des Hauses Siemens zusammen zu kommen und Näheres über die Verhältnisse im amerikanischen Teil zu erfahren.

Am einem Wärterhäuschen vor Sörnowitz wurden wir ausgesetzt. Die Wächtersfrau empfahl uns, die Fahrräder mit Lappen zu bandagieren, damit die Räder den Russen weniger in die Augen stächen, und gab uns einige Nebenwege an, wo wir einen gefährlichen Posten an der Hauptstrasse umgehen könnten.

Die Fahrt nach Dresden war landschaftlich herrlich. Die Strasse stieg allmählich an, gelegentlich gab es schöne Aussichten. Ich sah von der Ferne Meissen und Sörnowitz, wo ich wegen der Siemens-Trockengleichrichter-Fabrikation einige Male war. Es ging durch hübsche, kleine alte Orte, die Felder waren gut bestellt, man merkte keine unmittelbaren Kriegseinflüsse; es gab herrliche Wälder mit Fichten und Laubwald, die schon etwas an die Steiermark erinnerten. Etwas unangenehm machte sich Frau Mittlacher bemerkbar, die immer an der Spitze des Zuges fahren wollte; ihren Rucksack hatte sie dem Verwalter auf das Rad dazu gegeben, so war sie als einzige ohne Gepäck; da ging's ihr nicht immer schnell genug, und so machte sie öfters ausfallende Bemerkungen.

Im Zusammenhang mit Sörnowitz erinnere ich mich an eine sehr grosse garstige Trockengleichrichter-Affäre, die ich in den letzten Jahren miterlebt hatte, und die mich die Seriosität technisch-industrieller Angaben in ihrer ganzen Bedeutung verstehen gelehrt hatte.

Die Verwendung von Trockengleichrichtern hatte etwa seit 1930 einen bedeutenden Aufschwung genommen; flache unzerbrechliche Plattensysteme sind es, die mit sehr geringen Verlusten Wechselstrom in Gleichrichterstrom umwandeln. Es gab kein Nachrichtensystem, drahtlos über Draht, wo nicht solche Trockengleichrichter arbeiten. Der Jahresumsatz bei Siemens an Trockengleichrichter-Elementen allein belief sich damals auf rund 10 Millionen RM; dazu kam ein mir damals unbekannter grosser Umsatz der Konkurrenz – der S.A.F. in Nürnberg, die Selen als Hilfssubstanz für ihre Elemente verwendete, während es bei Siemens Kupferoxydul war.

Ich hatte sehr bald ein ungutes Gefühl bei den Angaben der S.A.F. über die höchst zulässige Umgebungstemperatur und über die Strombelastbarkeit gewonnen. So konnte ich mir z. B. erklären, wieso Siemens die offensichtlich teureren Kupfersysteme vertreiben konnte, wenn die Konkurrenz nicht nur preislich, sondern auf dem Raumaufwand und der Belastbarkeit nach wirklich überlegen wäre.

Seinerzeit bei der Elin hatte ich mich zu dem Kupfergleichrichterprinzip wegen der seriös erscheinenden Daten der Westinghouse, mit der wir Zusammenarbeiten begonnen hatten, entschieden.

Anfangs 1942 hatte es etwas wie eine militärische Trockengleichrichterkatastrophe gegeben. Die Selen-Elemente waren zu Hundertausenden in die Steuersysteme der Flugzeuge und der Panzer eingebaut worden, aber plötzlich gaben sie serienweise zum Versagen Anlass. Ursache war das Aufhören der Gleichrichter-Wirkung bei längerem Betrieb in einer zu warmen Umgebung, deren Temperatur den nicht wirklich erprobten, unseriösen Angaben der S.A.F. über die Dauerbelastbarkeit entsprochen hat. Siemens hatte darauf wohl in verschiedenen Fachsitzungen etwas dazu beitragen können, um einige Klärung der Trockengleichrichterbelastbarkeitsproblematik zu schaffen. Allerdings war durch die Selen-Trockengleichrichterkatastrophe ein nicht einzubringender Zeitverlust des deutschen Vorgehens in Russland und besonders bei Moskau entstanden.

Mir war das Grenztemperaturproblem bei den Trockengleichrichtern von einem höheren Standpunkt besonders bedeutungsvoll: es hat mich gelehrt, wie gefährlich es ist, dass kein objektives Forum besteht, das die Qualitätsbehauptungen einer Industriegruppe richtig überprüft.

Etwas Ähnliches hatte mir in Wien schon bei der Elin Sorgen gemacht, dass nämlich manche Industrien ihre Glasgleichrichtergefässe für eine grössere Belastung angaben, als die Gefässe es zuliessen. Ich hatte mir damals vorgenommen, gegen solche Unsauberkeit einzuschreiten und habe auch bei Siemens dahingehend gewirkt, dass die Leistung der Einheiten durch technische Verbesserungen gesichert wurde. Das Angeben uneinhaltbarer Leistungsdaten offenbart einen schlechten Charakterzug – das Fehlen strenger Selbstkontrolle (wenn man von anderen Ehrlichkeit verlangt, muss man selber vor allem ehrlich sein).

Knapp vor der Einfahrt nach Dresden, einen steilen Berg hinab, hatte ich einen Patschen. Das Flicker hielt nicht lange vor, bei den ersten Häusern war wieder keine Luft im Hinterrad; so wurde in einem Hof eine gründliche Reparatur vorgenommen.

Wir hatten Dresden auf der Ostseite betreten – in der Neustadt. Da merkte man nichts von einem Bombardement. Kaum kamen wir aber zur Elbebrücke und in die Altstadt, bot sich ein fürchterliches Bild. Von der wunderbaren Schlosskirche standen nur noch die Aussenmauern, das Schloss war eine Ruine und in der Stadt sah man rechts und links nur Ruinen; für eine halbe Stunde Fahrradfahrt gab es kein einziges bewohnbares Haus, nur Schutt. Am neuen Markt suchte ich den schönen Dom mit der grossen Kuppel; zum Schluss erkannte ich aus einigen grünen Dachfetzen, dass ein besonders grosser Schutthaufen die Überreste des schönen Bauwerks darstellte. Trotz bedrücklicher Müdigkeit fuhren wir rasch weiter. Der Stadtrand selbst war wieder ganz unbeschädigt. Weiter ging es durch eine noch fruchtbarere Gegend als vormittags. Bei schöner Abendbeleuchtung fuhren wir das Elbtal weiter und kamen nach ca. 12 km zu der Abzweigung nach Lohrsdorf. Es ging eine kleine Strasse steil hinauf. Rechts und links waren Kirschbäume mit herrlichen gelben, hell- und dunkelroten Kirschen. Häufig sassen Russen auf den Bäumen und schmausten; sie brachen ganze Äste ab, die sie ihren Kameraden unten zuwarfen. Ich bekam für mich und Frau Fauler soviel, dass wir in Ruhe gründlich Kirschen assen; die Güte und Menge werde ich nie vergessen. Als die Strasse die Höhe erreicht hatte, bot sich eine freundliche Aussicht auf die Hügel mit kleinen Dörfern und schönen Gütern auf das Elbtal mit den weissen Kirchen. Es gab Erdbeerfelder, die Russen taten sich darin gütlich. Frau Fauler bekam ein Körbchen voll auf einen freundlichen Blick und so folgte auf den Kirschschmaus ein Erdbeerabschluss. Für die Bauern und Güter ist die Besetzung natürlich ein schwerer Schlag, denn die eifrige Arbeit der Sachsen, die aus der guten Pflege jeden Stückchens guten Bodens zu erkennen ist, sollte doch wieder durch den Ertrag bezahlt werden.

In Lohrsdorf bei den Carlowitz

Mir war's ganz recht gewesen beim Ankommen etwas zurück zu bleiben und nicht beim Wiedersehen der Eheleute nach langer Trennung und all den Kriegereignissen dabei zu sein. So kamen wir etwa eine Stunde später zum Schloss. Es war ein grosser, etwas düsterer Bau mit abfallendem Hof, grossen Wirtschaftsgebäuden und einer grossen Russenbesatzung. Von der gewölbten, tiefen Halle führte eine Treppe mit schönem Holzgeländer und einer auf elektrisch

einggerichteten brennenden Moderaturlampe in den ersten Stock. Frau v. Carlowitz, eine rüstige, kleine weisshaarige Dame nahm uns freundlich auf; ich wurde mit dem Verwalter auf zwei grossen Sofas untergebracht. Sofort fielen mir die schönen sächsischen Barockmöbel auf, die überall standen. Dann trafen wir die übrige Reisegesellschaft im Badezimmer. Baron Palombini sass mit der blonden Schlange am Boden und es war ein heftiges Gespräch im Gange mit peinlichen Einzelheiten; Baron Palombini beurteilte die Verhältnisse in Lohrsdorf sehr missfallend, er wollte nicht hierbleiben und aus dem russisch besetzten Teil nach dem Westen gehen. Frau von Carlowitz und deren Tochter waren fürs Aushalten, die blonde Schlange aber fürs Aufgeben; sie wollte rasch nach dem Westen mit. Es war unerfreulich, fast herzlos, wie Baron Palombini sich gegen seine Frau und deren Mutter verhielt.

Am Abend habe ich auf einem verstimmten Pianino etwas Tschaikowsky gespielt; dann gab es ein etwas gedämpftes Abendessen. Am nächsten strahlend schönen Morgen machte ich einen Gang durch den altmodischen, weitläufigen, auf einem Hang angelegten Garten mit Zwischenmauern, mit einigen hübschen Sandsteinfiguren. Das Frühstück war durch die Spannung in der Familie beschwert.

Für die Weiterreise erschien mir die gesprächsweise Mitteilung einer Dampfverbindung bis zur tschechischen Grenze als das Vorteilhafteste. Frau Fauler bat mich, gleich endgültig aufzubrechen und sie mitzunehmen, da ihr die Stimmung in Lohrsdorf zu unbehaglich sei. So entschloss ich mich zum sofortigen Aufbruch, trotz der Bitte von Frau v. C. noch zu bleiben und ihr zu helfen. Doch da die blonde Schlange länger bleiben würde als wir, ich somit in der ganzen Entwicklung keinen entscheidenden Einfluss nehmen konnte, bedankten wir uns und fuhren den Kirschweg bergab. Unterwegs verlor Frau Fauler ihre Windbluse. Bei der Dampfschiffstation hatte ich keine brauchbare Auskunft bekommen; das Dampfschiff am Strom war wohl das Zeichen wiederkehrender Ordnung, ging aber nur bis zur Haltestelle vor der tschechischen Grenze. So war die Fahrt am Wasser ins Wasser gefallen und da wir den Zug zu Mittag auch nicht mehr erreichen würden, beschlossen wir nach einigen Hin und Her (wegen der verlorenen Windjacke) per Rad zur Grenze zu fahren.

Es war schön warm und ich dachte beim Anblick der ausserordentlich sorgsam bebauten und gepflegten sächsischen Gegend, wie Fleiss und Ordnung allein zu einem glücklichen Bestand der menschlichen Gesellschaft nicht ausreichen. Fleiss und Ordnung sind bei den Sachsen wohl das höchste Prinzip, aber es besteht auch die Gepflogenheit, alle Leute, die nicht ebenso fleissig und zäh sind, zu missachten, und alle die, die mehr haben, gründlich zu beneiden, das macht die Sachsen nicht zu den gemütlichsten Zeitgenossen.

In Pirna fragte ich am Bahnhof über die näheren Verhältnisse beim Übergang in die Czechoslovakei. Ein Mann am Bahnhof war vor kurzem drüben gewesen und äusserte sich anerkennend über die dort herrschenden Verkehrs- und Sicherheitsverhältnisse. Als er von meinem russischen Permit hörte und den Stempel gesehen hatte, riet er mir, unbesorgt in die CSR zu fahren; wir würden so gut nach Hause kommen. Weiters empfahl er, nicht das Elbtal aufwärts zu fahren, sondern eine gute von Pirna abgehende Strasse landeinwärts zu nehmen; da würden wir in ca. 14 km nach Tetschen-Bodenbach kommen und könnten noch heute dort sein.

Die Weiterfahrt in die CSR

Von Pirna ging's steil bergauf. Auf der Höhe gegenüber gab es eine Kaserne mit vielen Russen und einen Kirschenbaum, wo viele schwarze Kirschen verlockten; dort machten wir – vom Schieben ermüdet – etwas halt. Wir assen und ich stärkte mich mit meinem letzten Cognak. Dann fuhren wir weiter, es war eine Hochebene, schöne Felder, grüne Wiesen, angenehme Wärme, es war ein richtiger Frühsommer Nachmittag. Bald nach Pirna wurde die Strasse leerer; man sah keine russischen Soldaten mehr. Es wechselte die offene Landschaft mit immer schöneren und grüneren Wäldern, man sah in der Ferne die bizarren Formen des Elbsandstein-Gebirges; die Strasse ging manchmal bergauf, bergab und alles schaute friedlich und nett aus. In einem alten Wirtshaus bekamen wir sogar ein Glas Bier und hörten zum Erstaunen, dass schon nach dem nächsten Haus die tschechische Grenze wäre. Ich hatte ein wenig Herzklopfen vor dem Kommenden. So brachen wir mit einem Stossgebet auf. Nach 10 Minuten war wieder schöner Wald, ein alter Grenzstein und schon das Grenzerhaus. Ein gutaussehender Grenzer kam heraus; ich stellte uns als Österreicher vor, zeigte das kleine russische Papier und erwähnte, dass ich nach Hause wollte. Auf das Papier hin holte er den Hauptmann, der auch höflich war, mir auf einer Karte die kürzeste Route nach Tetschen angab und uns wegen Übernachten und Verköstigung an die dortige öffentliche Dienststelle verwies.

Auf meine Frage nach Sicherheit auf der Strasse war er fast gekränkt; er überzeugte mich aber in Kürze von weitgehender Ordnung, wünschte uns gute Reise und salutierte höflich. Damit war der erste, sehr gefürchtete Punkt der Reise erledigt. Ich glaubte es kaum, aber die Strasse war noch besser im Stand als vorher und ganz still; es gab herrliche grosse Fichten und Tannen; die Strasse ging z. T. steil bergab. Es dämmerte, wir kamen durch ein tiefes Tal zu mehreren Häusern und bei der Ausfahrt waren wir wieder an der Elbe, direkt in Tetschen-Bodenbach. Der Ort hatte stark österreichisches Gepräge; auf der gegenüberliegenden Elbseite lag auf einem vorspringenden Hügel ein grosses Schloss, der Hauptsitz der Grafen Thun, wie ich später hörte. Über eine Brückenauffahrt kamen wir auf den Bahnhofplatz. Mein erster Blick fiel auf eine gut gekleidete Frau mit einer rot-weissen Armbinde. Ich sprach sie wegen Nachtquartier an, worauf sie uns gleich in eine Villa einlud. Ihr Mann war ein gemütlicher Wiener Weinhändler, ein Herr Frechinger. Wir unterhielten uns bis Mitternacht über die Erlebnisse der letzten Zeit, anscheinend war Tetschen recht glimpflich davongekommen, während es in Aussig und Teplitz zu starken Ausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung gekommen war, allerdings vorwiegend gegen die nazistisch Eingestellten. Herr Frechinger war guter Dinge, als Österreicher wollte er die Dinge in Ruhe an sich herankommen lassen. Was ich über die Verhältnisse in der Tschechei hörte, gab mir für den nächsten Teil der Reise guten Mut, überdies gewann ich Achtung vor den organisatorischen Fähigkeiten der Tschechen. Schliesslich entschieden wir uns mit dem ersten Zug am nächsten Morgen um ½ 7 Uhr gegen Karlsbad zu fahren und von dort zu versuchen, gegen Oberbayern und Hof in die amerikanisch besetzte Zone Deutschlands zu gelangen. So schloss ein recht erlebnisreicher Tag, der unerwartet gut ausgegangen und uns ein grosses Stück vorwärtsgebracht hatte; es war der 19te Juni.

Die Fahrt nach Karlsbad am 20ten Juni

Bei dem gemütlichen Beisammensein am Abend war uns schliesslich nicht mehr klar, ob es nur der einzige Zug um ½ 7 Uhr wäre, der abginge, und ob es nicht auch spätere Züge gäbe, was aus begreiflichen Gründen annehmlicher erschien. So versäumten wir gründlich den ersten direkten Zug nach Karlsbad. Wir fanden aber bald eine Verbindung nach Aussig, wo wir 2 Stunden Aufenthalt haben sollten. Das war mir nicht unangenehm, da Frechinger dort einen Besuch beim österreichischen Vertreter empfahl. Wir kamen gut hin; Aussig war um den Bahnhof stark zerstört. Ich fand bald das Haus des österreichischen Konsuls, der aber gerade nach Prag gefahren war. Seine Frau war kurz angebunden und meinte, ich sollte morgen einen Besuch machen und schlug die Türe zu. Ich liess mich dadurch nicht abschrecken, läutete sie nochmals heraus und erfuhr nun, dass man gegenüber auf der Polizei eine Reisegenehmigung bekäme; ich ging dort hinein, in ein breit angelegtes Haus. Im grossen Mittelsaal mit üppigen, aber etwas primitiven Wandmalereien von tropischen Landschaften, waren verschiedene Schreibtische aufgestellt; vom ersten Tisch trat ein Mann höflich an uns, ich sprach ihm slovenisch an, er aber fragte: „Sprechen Sie nicht Deutsch?“. So erklärte ich meinen Wunsch nach einer Durchreise-Erlaubnis durch die Tschechoslovakei; darauf nahm er verschiedene Daten auf und meinte dann, dass ich das Papier nach 11 Uhr (ca. 1 ½ Stunden) in der Halle abholen könne. Auf meine Bitte um Beschleunigung aber war er bereit, zum Chef zu gehen – und – nach einer halben Stunde – hatte ich ein Papier für uns beide mit der Erlaubnis, in jeder beliebigen Richtung die Tschechoslovakei zu durchfahren. Meine Achtung über die gute Organisation in Tschechien stieg noch an. Erfreut über das Papier eilte ich zum Bahnhof – allerdings in Sorge – ob wir die Räder, die wir in Tetschen-Bodenbach nach Ravlsbach aufgegeben hatten, hier in Aussig gegen den Schein auch herausbekommen würden. Die Räder waren aber am Bahnhof Aussig nicht mehr zu sehen und abfahren wir über Dux und Brüx weiter mit vielen Sorgen um die Räder. Unterwegs unterhielt ich mich mit einem Fachschuldirektor, der eben eine Flasche Wein aus den böhmischen Weingärten mit seinen Coupégenossen ausgetrunken hatte und ein wenig angeheitert war; der erzählte interessant über Vorgänge in der weiteren Tschechei. In Prag hatte es heftige Ausweisungen der dortigen Deutschen gegeben und nun war dort keine deutsche Seele mehr zu finden; ein Grossteil der Prager Deutschen wäre in einem Lager in der Nähe von Melnitz eingeschlossen.

Die Fahrt gegen Karlsbad war landschaftlich sehr schön und bei Einbruch der Dämmerung langten wir auf dem Trümmerfeld des Bahnhofes an. Gott sei Dank, waren die Räder ordnungsgemäss im Zug und wurden uns sofort ausgefolgt.

In etwas abenteuerlicher Kletterei über Trümmer und Bombenkrater kamen wir hinunter in die Stadt. An der Brücke fragte ich die dortige Wache um ein Quartier, nachdem wir uns als heimreisende Österreicher legitimiert hatten. Wir wurden in ein naheliegendes Haus gewiesen, wo wir von einer netten Familie freundlich Nachtquartier erhielten. Unsere Gastgeber aber waren in grosser Bedrängnis. Kurz vorher war Karlsbad von der amerikanischen in die russische Besatzungszone gewechselt worden; die Furcht vor einer allgemeinen Aussiedlung aller Deutschen war das beherrschende Moment.

Beim Überdenken solcher Zwangsaussiedlungen verspürt man Bitternis. Für jeden Einzelnen besteht – unabhängig von seiner Nationalität – eine starke Bindung an seine Heimat; Eingriffe

dagegen werden immer als persönliche Kränkung empfunden. Es ist gefährlich, wenn immer eine Menschengruppe sich als grundsätzlich überlegen gegenüber anderen empfindet und daraus das Recht für Aussiedlungen und Gewaltmassnahmen ableitet. Ich habe eben jetzt, wo ich dies schreibe, es an mir selber erlebt. Ich bin auf der Flucht aus meiner Heimat Feldenhofen, wo wir das liebe Haus, die schönen erinnerungsreichen Möbel und den mit viel Liebe von den Vorfahren und schliesslich von Marceline betreuten Grund verloren haben. Besitzgier, Nationalstolz oder Geringschätzung geistig oder materiell schwächerer Menschen oder Gruppen kann nicht als Basis einer dauernden Herrschaft dienen. Hat nicht leider gerade solche Charakterzüge der Nationalsozialismus als Wurzel seiner Ansprüche gewählt?

Es war in Karlsbad bedrückend zu sehen, wie die gastgebenden Hausleute sich bemühten uns das Übernachten angenehm zu machen, wo sie in dauernder Sorge lebten, selbst ihr Heim in jeden Augenblick verlassen zu müssen. Sie erzählten, dass sie jede Nacht, so wie uns, Logierbesuch bekämen und dass manchmal Gäste darunter wären, die sich unzufrieden bei der Wache über Kleinigkeiten beschwerten, worauf sie dann rechte Unannehmlichkeiten hätten; in allen vier Stockwerken des Hauses waren die gleichen Verhältnisse.

Wir verliessen zeitlich am Morgen das Haus, da wir schon am Abend vom Abgang eines Zuges gegen Eger erfahren hatten. Der Zug ging aber nicht am unteren, sondern am oberen Bahnhof ab, wo wir ihn gerade noch erreichten. Nach kurzer Fahrt kam eine Patrouille tschechischer Soldaten, gefolgt von Zöllnern im blaugrünen Overall und Stahlhelmen. Sie besahen mein russisches Papier, sagten etwas und gingen weiter. Nach kurzer Fahrt hielt der Zug in Falkenau und fuhr nicht weiter; am Bahnhof waren viele Leute, die auf Abreise warteten und über Fahrtmöglichkeiten nach Eger und Asch verhandelten. Da jede kleinste Andeutung für die Möglichkeit einer weiteren Bahnbeförderung aber fehlte, setzten wir uns aufs Rad und fuhren los. Zu unserem Erstaunen hörten wir, dass wir bereits in der amerikanischen Zone wären und es nicht mehr weit bis Eger wäre.

Fürs Radfahren war es eine schöne Sommerfahrt, die Landstrasse ausgezeichnet, die landwirtschaftliche Lage günstig und das Bild sehr schön. Etwas ganz Ungewohntes waren die vielen, über die Landstrasse dahinflitzenden, kleinen Autopatrouillen. Kein amerikanischer Soldat schien gehen zu können. Dazwischen gab es ganze Transportkolonnen, aber mit nur zwei Autotypen.

Knapp vor Eger fiel mir ein grosses Konzentrationslager für Kriegsgefangene auf, am Gelände einer abgebrannten Barackenanlage; wir mussten dort einen grossen Umweg über die Felder machen. Eger selbst war am Eingang und in der Bahnhofsnähe etwas bombenbeschädigt, die alte Stadt aber selber machte einen unerwartet schönen, einheitlichen Eindruck. Am Platz fanden wir rasch ein Delikatessengeschäft, wo die Tochter des Besitzers eine Freundin von Frau Fauler war. Dort kamen wir in einem Kämmerchen gut unter, das in den Hof schaute; das Haus mag seine vier bis fünfhundert Jahre alt gewesen sein. Ein Versuch, vorher in einem der Klöster mit Empfehlung des Pater Vorstand aus Schmargendorf unterzukommen, hatte keinen Erfolg; ebenso erfolglos verlief ein Besuch beim amerikanischen Kommando, wo ich um Übertrittserlaubnis in den reichsdeutschen Teil bat.

Am nächsten Morgen ging's per Rad nach Franzensbad mit einem Gruss an den dortigen Bürgermeister von einem Berliner Freund, aber auch in Franzensbad ergab sich keine Möglichkeit für einen Grenzübertritt; der alte Bürgermeister war nicht mehr im Amt, der frühere amerikanische

Kommandant versetzt, der neue war aber nicht geneigt, mir irgend ein Papier zu geben und bestellte mich für Nachmittag; alles schien mir recht unsicher und so fuhren wir weiter. Nach einer Stunde Fahrt und nach einem kurzen Besuch bei einer Freundin Frau Faulers, ging die Fahrt nach Asch weiter. Vorher sahen wir einen grossen Autotransport mit Tschechen aus Hamburg in froher Stimmung so nahe der Heimat; sie schwenkten uns blau-weiss-rote und Sowjetfahnen entgegen.

Mit Schwierigkeiten wieder in das deutsche Gebiet zu kommen

Durch Asch fuhren wir direkt durch bis zur Grenze des deutschen Gebiets; eine Tafel vorher betonte, dass Grenzübertritt nur mit den Grenzübertrittsscheinen des Ascher Kommandanten möglich sei. Wir fuhren trotzdem weiter talab bis zu der amerikanischen Grenzwahe. Sie war nahe daran, uns wegen des russischen Briefs durchzulassen, doch wurde erwähnt, dass der zweite Posten uns sicher zurückschicken und nach Asch dirigieren würde. So fuhren wir dorthin zurück; mit einiger Hartnäckigkeit gelang es mir in Asch zum Kommandanten durchzudringen. Es war eine unerfreuliche Auseinandersetzung, weil wir zu Unrecht im amerikanischen Gebiet seien; wir wären mit dem ersten Zug gekommen, der wieder eingesetzt worden sei, wo die Revision noch nicht richtig eingeteilt gewesen war und es seien daher eine ganze Reihe von Leuten, darunter auch einige Amerikaner und Engländer herübergekommen, die jetzt gesucht wurden. Der Kommandant meinte, ich sollte tags darauf zu ihm kommen, er würde mir weiterhelfen (aber nebenbei hörte ich die englische Bemerkung, dass wir in das russische Gebiet zurückgeführt würden). Dies gefiel mir nicht, ein Übernachten in Asch erwies sich als undurchführbar; überdies sah Frau Fauler von Stunde zu Stunde elender aus und konnte sich kaum weiterschleppen.

So beschlossen wir, nochmals den amerikanischen Grenzer freundlich zu bereden und ihn zu bitten, uns doch zum zweiten Grenzer auf unser Risiko durchzulassen, es half aber nichts. Da fasste ich die Idee in der Nähe zu übernachten und dabei herauszuhören, ob nicht irgendwo ein schwarzer Grenzübergang möglich wäre. Im nächsten Häuserblock war ein Bürgermeister, der uns den Behörden übergeben wollte; einen halben Kilometer weiter aber sprach ich Bauern am Feld an und deutete unsere Pläne an, die zeigten Verständnis dafür und brachten uns in ein winziges Häuschen eines Bergdörfchen im Fichtelgebirge. Frau Fauler kam ins Ehebett der Bauersleute und erhielt gleich Tee und Aspirin. Ich hatte auch irgendeine kleine Verletzung und wurde zu einem Nachbarn gewiesen, der mir Jod und Verbandsmaterial gab; selber brachte er die Sprache auf meinen Grenzübergangsplan. Er hatte schon mehrere Male schwarz die Grenze überschritten, konnte den zweiten Posten genau angeben und sagte, dass er oder eines seiner Kinder auch zu unserer Führung bereit wären. So schenkte ich ihm Vertrauen und erfuhr schliesslich vom Bestehen zwei weiterer Grenzposten bis zur nächsten Stadt.

Daraufhin verabredeten wir einen gemeinsamen Marsch für den kommenden Morgen. Inzwischen war aus der Nachbarschaft, wo es eine Siemensverlagerung gegeben hatte, ein ängstlicher Ingenieur gekommen, der erklärte, dass er gerne nach Hof möchte, aber nicht abgeholt worden sei; bald nach dem Kriegsende wäre ein Transport wohl für die Siemensleute gekommen, da aber für seine Küchenkredenz kein Platz mehr am Auto gewesen sei, wäre er und Familie zurückgeblieben. Er war

ein Mensch, der die neue Situation nicht begriffen hatte und fest auf weitere geschriebene oder gedruckte Anordnungen wartete; wie es dort weiter gegangen ist, weiss ich nicht.

Die Nacht vom 22. bis 23. Juni schlief ich in der Dachstube beim alten Bauern. Ich war etwas unruhig, denn ich stand zum ersten Mal vor einer richtigen Schmugglerpartie, was aufregend war.

Der Übergang nach Hof

Am 23. wachte ich – nach einigermaßen unruhig verbrachter Nacht – zeitlich auf. Das Wetter war trüb und verhangen. Frau Fauler fühlte sich so weit wohl, dass an einem Aufbruch gedacht werden konnte. Bald kam der Bauer, mit dem der gemeinsame Grenzübergang vereinbart war und meinte, er hätte erst tags darauf die Wanderung antreten wollen, sei aber bereit schon heute den ersten Teil des Weges uns durch einen Buben führen zu lassen, wenn wir gleich aufbrechen würden. Ich entschloss mich hierzu und nach hastigem Frühstück und Verabschiedung von den Gastfreunden ging's los. Hinter dem Dorf stieg der Berg leicht an; dann ging's über Wiesen und Feldwege. Die Strasse war durch einen Waldstreifen verdeckt. Nach 10 Minuten gemächlichen Aufstiegs bemerkte ich mit Schrecken, dass Frau Fauler einen grellroten Dirndlrock angezogen hatte. Zum Umziehen wär's aber zu spät, denn eben deutete unsere Führer auf eine Schneise im Waldstreifen durch die man auf die Strasse sehen konnte und sagte da unten stehen die amerikanischen Posten; man konnte diese gut erkennen, es war eine Entfernung von 250/300 m. Die Sicht dauerte wohl nur einige Augenblicke, aber es gab ein merkwürdiges Gefühl am helllichten Tage vor den Augen der Wache über die Schneise zu wechseln. Rasch nahm uns wieder der Wald auf und es ging wieder bergauf; wir kamen zu einem grossen, ganz eingäscherten Bauernhof auf einer weiten bebauten Lichtung; dann führte der Weg an einem Waldsaum abwärts. Vorsicht, meinte der Begleiter, jetzt kommt die Strassenkreuzung; hier patrouillieren die amerikanischen Autos. Richtig, schon hörte man mit Geratter einen kleinen Militärwagen herankommen. Wir deckten uns hinter Bäumen und sobald der Wagen vorüber war, überschritten wir die Strasse; dort verabschiedete sich unser Führer und erklärte uns den weiteren Weg; nun waren wir ganz auf uns gestellt. Es war ein Karrenweg, der Wald dicht, nebelig war's auch; so fuhren wir mit unseren Rädern leise, aber unbekümmert drauf los. Ich erschrak etwas, als unvermittelt vor uns im Wald ein Haus mit irgendeiner offiziellen Beschriftung auftauchte. Konnte da nicht ein Wachposten stehen? Eine freundliche Frau winkte aber aus dem Fenster und gab Auskunft über den Weg. Weiter durch schönen, dunklen Fichtenwald, abwärts, es wird heller, der Nebel hebt sich. Als wir den Wald bei einem anderen alten Bauernhof verlassen, ist herrlicher Sonnenschein, ein gleissender Sommermorgen hat sich entwickelt. Ich sehe schon die angekündigte kleine Landstrasse, die bergauf geht und bei deren Einmündung der böse, zweite Posten stehen sollte, den wir durch eine Walddurchquerung vor dem oberen Ende umgehen sollten. Es war mir etwas unheimlich, weil ich den Verlauf der Strasse nicht übersehen konnte und ich ein unerwartetes Auftauchen des Postens fürchtete, was ein Ausweichen unmöglich machen würde. Da sah ich auf der Wiese gegenüber einem Mäher, ging kurz entschlossen hin und erkundigte mich. Es war glücklicherweise ein netter Mann; den Weg hinauf und die Querung durch den Walde mit unseren Rädern und dem Gepäck darauf bezeichnete er als unmöglich; aber er wies uns einen bequemen Fahrweg durchs Feld bis zu einer alten Mühle, von der dann der Weg bergauf ohne gefährlichen Posten zur Hauptstrasse führen würde, und gab uns

weitere Auskünfte. Dann war es ein Stück herrliche Fahrt; nach etwa 1 Stunde waren wir glücklich auf der Hauptstrasse. Wieder fuhr knapp vor unserem Hereinkommen ein Patrouillenauto vorbei; wieder deckten wir uns, dann waren wir auf der gut erhaltenen Asphaltstrasse. Hier gab es grösseren Verkehr in beide Richtungen. Ich erkundigte mich wieder vorsichtig und erfuhr, dass keine Revision der Wanderer und Passanten auf diesem Strassenstück mehr erfolgte bis zum Eingang in den nächsten Ort. Ich stellte mit viel Erleichterung fest, dass die schwierigere Hälfte der Unternehmung geglückt und, durch das sich nunmehr darbietende Gefälle erleichtert, liessen wir die Räder bergab laufen.

Nach einer knappen Stunde tauchte der angedeutete Ort auf; ich sah auch schon den angekündigten Wasserbehälter rechts am Hang mit dem anschliessenden Gartenzaun, an dessen abgelegenen Ende der dritte Kontrollposten stehen sollte. Wie geraten verliessen wir die Strasse und schlichen – an den Zaun gedrückt – bergauf. Dort war ein Mann mit dem Umstechen seines Gartens beschäftigt; den fragte ich kühn um die Situation und erfuhr, dass wir den Posten am Eingang wohl umgangen hätten, doch hörte ich, dass am Ortsausgang ebenfalls eine strenge Strassenkontrolle erfolgte. Der Gartenumstecher empfahl uns, zu deren Umgehung am Hauptplatz beim alten Schlachthaus abzubiegen und an dessen Hofmauer einen Hohlweg zu gehen, ein Weg der jenseits des Postens zurück auf die Hauptstrasse führte.

Nach kurzem Dank ging's weiter. Nach wenigen Minuten hatten wir einen freien Blick hinunter auf die Strasse. Nicht mehr als 50 m war ein schönes Postenzelt; dort waren die wachhabenden Amerikaner zu sehen; doch sie rührten sich nicht und wir gingen gegen den Hauptplatz.

Dies gab mir eine neuerliche Bestätigung einer alten Mittelschulerfahrung, dass man sich nie unsicher zeigen darf und einen einmal eingeschlagenen Weg zu Ende verfolgen soll, auch wenn man einen Moment sich im Unrecht fühlt.

Wir kamen leicht weiter; am Hauptplatz bekamen wir freundliche Auskunft über den Weg zum Schlachthaus; es waren muntere Burschen in Lederhosen mit etwas heimlich anmutender bayrischer Mundart. Dort fanden wir gleich die Hofmauer den Hohlweg bergauf; dort kamen uns einige Leute entgegen, die ich sicherheitshalber wieder fragte. Ich hatte Glück, denn sie erzählten, dass gerade an diesem Tag – heute – der Posten verlegt worden sei und sich hundert Schritt oberhalb des Hohlweges befände. Es war ein Gefühl des Bodenseereiters – als wir rasch umgekehrt – unten über eine sumpfige Wiese zogen und darauf wirklich für einen Moment durch einen Einschnitt ganz nahe das umgelegte Zelt und den Posten mit Ferngläsern sahen. Wir kamen aber nach einer halben Stunde glücklich auf die Hauptstrasse zurück; wir wurden nicht verfolgt und bemerkten nach kurzem mit Freude, dass die Strasse jetzt unablässig das Fichtelgebirge hinunterfällt. Es war ein Gefühl ganz grosser Erleichterung, dass wieder ein schwieriger Abschnitt bewältigt sei und dass ich in Hof von Siemens verschiedene Hilfen erwarten könnte. Mittlerweile war es Mittag geworden. Der Tag entfaltete sich in unwahrscheinlicher Pracht, es war ein Frühsommertag, wie man ihn sich kaum erträumen kann; hier zum ersten Mal stellte sich das Bewusstsein ein wirklich in der Heimat angekommen und der lieben Familie ein wichtiges Stück näher gekommen zu sein.

In Hof

Der Einzug in Hof brachte noch eine kleine Unannehmlichkeit. Zur Umgehung des Eingangspostens trennte ich mich von Frau Fauler. Aber in der hügeligen Stadt führte mein Weg gar nicht zur Mündung der Hauptstrasse. Ich gelangte aber bald in das Siemens-Büro, erfuhr von einer umfangreichen Hilfsorganisation für flüchtige Siemensleute – ein gut geführtes Barackenlager, Verpflegung, Papierbeschaffung, Bereitstellung von Verkehrsmöglichkeiten u. a. m. und vom Mittagsplatz der Siemensleitung. Dann fand ich Frau Fauler hilflos und aufgelöst bei dem Strassenortseingang; gerade beim Posten war die Kette ihres Fahrrades gerissen und mühsam hatte sie das defekte Vehikel weitergeschoben, sehr in Sorge, warum ich nach eineinhalb Stunden nicht nachkam. Wir gingen gemeinsam in das Gasthaus, wo eine Tafelrunde um Herrn Scharovsky speiste, bekamen einen recht ordentlichen Eintopf, wobei ich soviel bayrisches kaltes Bier trank, dass ich mich für die ganze kommende Woche gründlich verdarb.

Herr Scharovsky holte sich nach dem Essen von Frau Fauler rasch Informationen über meine Berliner Tätigkeit und, da Frau Fauler die ehrenden Bemerkungen des Bürgermeister-Briefes nicht verbarg, erhielt ich noch für denselben Abend eine Einladung in die Privatwohnung Scharovskys. Für den Tratsch in den Baracken war dies ebenso wie die Ankunft eines Siemens-Beamten mit Sekretärin reichlich Gesprächsstoff.

Meine Mutter hatte doch recht, unermüdlich die Bedeutung einer guten Charaktererziehung zu predigen. Eine solche erleichtert das Zusammenleben der Menschen stark und gestaltet auch dem Einzelnen das Leben freundlicher, wenn dieser gegen seine Gelüste und Leidenschaften ankämpft; schwierig wird es bei jenen Menschen, die einen Drang nach Vollkommenheit haben. Dieser kann sich zu vielen Hochleistungen zum Nutzen der Menschheit auswirken aber er wird eine grosse Gefahr, wenn eine starre Kopplung zwischen dem Drang nach Perfektion und dem Menschen, bzw. der Menschengruppe, die diesen verfolgt, als übergeordnete Einheit besteht, derart, dass jedes Tun und jede Äusserung dieser Menschen schlechthin als gut angesehen wird. Entsteht so die Vorstellung besonderer Güte, dann wird alles, was daran Tadel oder nur Kritik vorstellt abgelehnt, wie vor allem die Religion, die die Sündhaftigkeit und Schwäche des Einzelnen immer betont hat. Es war ein verhängnisvoller Schritt, als die französischen und deutschen Aufklärer die Religion abzuschalten begannen, da es ihrem Hochmut unbequem war, an Schwächen erinnert zu werden und an deren Stelle das Heldenideal oder der Übermensch gesetzt wurde.

Der Aufenthalt in Hof vom 23. bis 29. Juni

Einer Beschreibung des Hofer Aufenthaltes muss eine dankbare Erwähnung der vielen Bemühungen des Hauses Siemens an die Spitze gestellt werden, die für die Siemens-Leute dort getroffen waren. Nur der, der tagelang im Unsicheren herumgezogen ist, der jeden Augenblick auf die Wohltätigkeit neuer Leute wie ein Landstreicher angewiesen war, einer der sich jeden Tag von neuem fragen müsste, wo schlaf ich heute Abend und der am Abend manchmal zwei, dreimal eine Ablehnung erhalten hat, kann ermessen, was es bedeutet, an einem Ort zu sein, wo für die Sorgen des Flüchtlings nach jeder Richtung vorgesorgt ist; wo ordentliche Schlaf- und Waschgelegenheiten, ausreichende Verköstigung und Gelegenheit für Aussprache und Beratung in breitem Umfang geboten sind.

Als die Ereignisse Anfangs 1945 den Zusammenbruch von Deutschland erwarten liessen, hatte Siemens drei Gruppen gebildet, von denen die von Hof unter die Leitung von Herrn Scharovsky kam; diesem möchte ich bei dieser Gelegenheit ein gutes Gedenken widmen. Er vor allem war der Mann in Berlin, der, mit grossem Überblick und bedeutender Persönlichkeit, mir in vielen unangenehmen Situationen ein Vorbild für das Obenhalten des Kopfes und Distanzhalten zu Nebensächlichkeiten war. Er war nur durch seine allgemeinen menschlichen Eigenschaften – seine Grösse – eine wahre Wohltat gegenüber dem grossen Durchschnitt. Wieviel Menschen waren in Berlin mit oder neben mir. Das Urteil über den Durchschnitt bildete sich allmählich heraus.

Recht peinlich klingen Aussprüche von Dr. Leibbrand nach: „Wir waren seit 1943 darüber im klaren, dass der Krieg verloren ist, aber keiner traute sich es auszusprechen, da es unfehlbar den Hals kostete“ oder „Die Verkehrsfachleute waren sich früh über die Unbrauchbarkeit der Autobahnen für den Kriegsfall einig, konnten aber nicht die leiseste Kritik wagen aber noch weniger einen Ausbau der Eisenbahnlinien oder eine Verstärkung des Betriebsmittelparks erreichen“.

Ein anderes Beispiel für den Mangel an richtiger Vorausüberlegung war für mich der Mangel an guten modernen Kathodenstrahloszillographen im Stromrichterbau bei Siemens, als ich dort 1938 angekommen war; die Kathodenstrahloszillographen hatten sich gegen 1930 in Amerika und bei Philips zu einem vielseitig verwendbaren, bequemen Messinstrument herausgebildet. In Wien hatte ich als erster bei der Elin dem Kathoden-Oszillographen in breiter Front verwendet. Als ich 1938 zu Siemens in das an und für sich vorbildlich und grosszügig neu errichtete Röhrenwerk kam, fiel mir das Fehlen einer Oszillograph-Technik wie in Wien sehr auf. Es gab wohl einen komplizierten Schleifen-Oszillographen, aber das Arbeiten damit war weitgehend ein Abmühen um das Arbeiten des Apparates. Ich versuchte in einer Propagandarede für die Beschaffung fremder Oszillographen einzutreten, doch wurde erklärt, Siemens hätte bis jetzt ohne Kathodenstrahl-Oszillographen gute Resultate erzielt und würde auch weiterhin keine Kathodenstrahl-Oszillographen verwenden, solange Siemens solche nicht selber baute.

Doch ich setzte meine Propaganda im Stillen fort; nach drei Jahren konnte ich mit Genugtuung die Verwendung von rd. 10 Philips-Oszillographen im Röhrenwerk feststellen.

Selbstvertrauen ist gut, Selbstzufriedenheit aber Gefahr; sie ergibt Verspätungen in der Technik und Wissenschaft, die kaum aufzuholen sind. Doch ist die Vorstellung Unsinnigkeit, alles auf eigenen Mist ohne Mithilfe anderer Kräfte schaffen zu müssen. Wieviel Zeit kann man gewinnen, wenn man die Leistungen anderer im Fundament mitverwendet.

Herr Scharovsky hatte eine erfreuliche Mischung von Unternehmungslust, persönlichen Mut, blendendes Gedächtnis, bedeutenden Ehrgeiz und eine bewundernswerte Ausdauer. Allen diesen Eigenschaften verdankte er mit Recht seine führende Stellung im Hause Siemens. Seine Anteilnahme an moderner Technik, seine Freiheit von der Einbildung nur Siemens oder höchstens die deutsche Technik könne etwas leisten und seine Interessen für die Förderung des Nachwuchses, waren schon lange vorher sympathisch wohltuend.

Es war ein anregender Abend bei Herrn Scharovsky. Zuerst gab ich meine Eindrücke über Berlin und den russisch besetzten Teil: Die Fassade in Berlin machte mir einen ganz guten Eindruck, die Leere dahinter erweckte in mir ein Grauen, denn Festigung, Beschäftigung, Verköstigung und

Verkehr erschien mir weitgehend zerstört und so ein Wiederaufbau sehr schwer; so befürchtete ich ein kommendes und tiefes Lebensniveau, ja vielleicht Lebensunmöglichkeit.

Scharovskys Eindruck war von den amerikanischen Tendenzen nicht besser. Auch er hatte aus dem Behindern des Anlaufes verschiedener Unternehmungen und anderen Massnahmen den Eindruck, dass eine völlige Lähmung Grundabsicht und dass lediglich die Durchführung verschieden sei.

Die restlichen Tage verliefen mit dem Warten auf eine Fahrgelegenheit nach München und der Besorgung verschiedener Papiere.

Die Aufregung des Grenzüberganges zusammen mit dem ungewohnten reichlichen Genuss kalten Bieres hatte bei uns einen starken Durchfall gebracht. Ich war froh auf dem Oberbett öfters zu ruhen. Es war eine Männerstube mit reichlichem Passantenwechsel und vielen Berichten über neue Varianten der schwarzen Grenzübergänge.

Frau Fauler beschäftigte sich ihrerseits in einer Familienstube mit Wäschewaschen, kochen von Nescafé und speziellem Tratsch.

Einmal war ich bei Dr. A. Siemens zum Tee, an den sich ein Spaziergang anschloss. Wir sprachen auch über den Kriegsausgang und ich brachte die Sprache bald auf den Angriff Russlands, da doch vor demselben sein Schwager Schnurre als Gesandter an den Vorverhandlungen beteiligt war. A. Siemens erzählte mir dazu, dass insbesondere der Botschafter Graf Schulenburg mit allem ihm verfügbaren Mitteln Hitler vor einen Angriff Russlands gewarnt, dass die Finnlandserfolge ein beabsichtigtes Täuschungsmanöver der Russen gewesen wären; aber Hitler habe diese Warnung nicht angenommen, sondern zum Schluss auf Grund seines persönlichen Gefühls der militärischen Schwäche Russlands – gewonnen aus dem Finnlandkrieg - sich für den Angriff entschieden.

Mit einem amerikanischen Permit für Salzburg, verschiedenen Aufträgen von Scharovsky, einem freundlichen Empfehlungsbrief des Hauses Siemens, der mir Beschäftigung an jeder Siemensstelle ermöglichte, eingepackt in einen Siemens-Transport aus dem den Russen freigegebenen Gebiet, fuhren wir am Donnerstag den 28. Juni gegen München. Es gab ein gutes Gefühl, jetzt rd. 300 km nicht am Rad strampeln zu müssen. Dieses angenehme Gefühl erhöhte sich erheblich, als ich die starken Höhen- und Tiefenunterschiede der durchfahrenen Strecke feststellte.

Die Fahrt verlief ruhig, abgesehen von einem kleinen Abkupplungsversuch durch eine amerikanische Strassenwache. Wir übernachteten im Waggon und schliesslich gab es Regen am Morgen bei Ankunft in München; es war ein Feiertag in Bayern; nach kurzen Waschungen im Siemens-Büro und einigen Worten mit Ernst v. Siemens, trennte sich Frau Fauler von mir, sie fuhr weiter nach Augsburg. Ich aber radelte gegen Mauern zu Reininghaus, nachdem ich mich noch für Sonntagabend bei Hardy Reininghaus ansagen konnte.

Die Fahrt nach Mauern und der dortige Aufenthalt

Die Trennung von Frau Fauler, mit der ich die letzten Wochen gemeinsam aufregende Zeiterlebnisse gehabt hatte, gibt ein sonderbares Gefühl der Leere. Dazu kam der Gedanke, wir beide zogen Unbekanntem entgegen; sie allein in die französisch besetzte Zone zu ihren Schwiegereltern; dann wollte sie nach Graz und nochmals nach Berlin ihre Familie holen.

Ich hatte als Reiseziel die Untersteiermark, den nördlichsten Teil von Jugoslawien, über den ich bisher noch kein einziges Wort gehört hatte; nicht einmal von Wien war eine einzige Nachricht nach Hof oder München durchgedrungen.

Beim Verlassen des im Zentrum sehr zerstörten Münchens besserte sich das Wetter, der Regen hörte auf und die Sonne kam heraus.

Landschaftlich war die Fahrt im letzten Stück wunderschön. Dann kam ich nach Mauern; dort gab es freundliche Aufnahme, reichliche Bewirtung, Bad und gutes Bett. Zum ersten Mal sah ich die ganze Familie Reininghaus beisammen. Sie sind alle ein wenig eigen und dies hatte sie mir in Wien immer ein wenig fremd erscheinen lassen. Alle zusammen bildeten aber eine gut zusammenspielende Einheit, die mir sehr gut gefiel.

Da war Tante Ilse, die Witwe nach Omis Bruder Gustav, die drei Schwestern, Dati, Bimbs und Gerda mit ihren Männern und der Sohn Dieter, früher Offizier und gerade aus der Gefangenschaft entlassen. Alle waren Nazi gewesen und hingen jetzt noch diesen Ideen nach. Umlernen braucht Zeit; es ist bei Erwachsenen und älteren schwierig und versagt bei Gewalt und wenn das Tempo zu rasch genommen wird. Die Menschen haben Eigenzeiten; erfolgt der Antrieb im richtigen Rhythmus, kann mit kleinem Aufwand grosse Wirkung erzielt werden, mit falschem Rhythmus aber braucht man grosse Kräfte. Wie schade, dass kaum solche menschlichen Erfahrungen im Dritten Reich wirken konnten.

Übermässiger Arbeitseinsatz und der Drang möglichst rasch zu einem Erfolg zu kommen, bringt mit sich, dass die meisten Menschen zwischen 25 und 35 Jahren alle Kräfte einsetzen, um mit 40 und 50 einen auskömmlichen Platz zu besitzen. In diesem Alter sind die Kräfte meist aufgezehrt, in gleicher Weise für Wissenschaftler, Techniker und Verwaltungsleute.

Wie schön wäre es für die menschliche Gesellschaft, über reife Menschen, unabhängig, mit unverbrauchten Kräften zu verfügen, die mit Verantwortung für die Allgemeinheit und uneigennützig für die Ordnung des menschlichen Zusammenlebens sorgen.

In England gibt es solche Menschen, die Gesellschaft sorgte dafür; in Deutschland gab's wenig für derartige Entwicklungen. Die öffentliche Meinung ist dort dazu hinderlich. Sie verlangte soviel Arbeit als möglich. Die Sorge Zeit zu verlieren ist ein wesentlicher Faktor bei beiden die arbeiten und denen, die für die Ordnung der Arbeit zu sorgen haben, denn tiefstes Argument ist der ungehemmte Wunsch nach mehr, ohne sich über die Bedeutung von Masshalten und vom ausreichenden Minimum klar zu sein; mit wie wenig kann ich das unbedingt Notwendige erreichen; da Vollständigkeit nie zu erzielen ist, ist das ausreichende Minimum gar nicht unangenehm vorzustellen; so kommt man zu eigener Arbeits- und Zeitbewertung.

Ist es nicht so, dass geistige Erkenntnisse, die einen Fortschritt bedeuten, gewichtiger sind als blosser Produktion, beansprucht das Denken nicht den geistig Tätigen mehr als die Handarbeit? Ohne diese Einsicht wird es keinen Fortschritt geben. Wenn ein soziales System diese Erkenntnis nicht annimmt, wird das alles nivellierende System gegen das Einsichtige zurückbleiben und unterliegen.

Es scheint ein unabwendbarer Konflikt darin, dass nicht jeder unter den gleichen günstigen Bedingungen tätig sein kann. Fühlt einer zu Hohem sich geboren, dann muss er hart arbeiten, sich

anstrengen und gegen den Durchschnitt sich auflehnen, aber auch die Risiken dafür tragen. Kommt ein Erfolg heraus, soll er aber Lohn für seinen Einsatz finden.

Menschlich gesehen scheint es mir, dass sich in der Tat eine Entwicklung nach vorwärts in den Generationsfolgen beobachten lässt, dass also Nachkommen von Menschen, die sich mit dem Einsatz für allgemein menschlichen Fortschritt mit Zukunftsfragen oder auch wissenschaftlichen Lösungen befasst haben, es leichter haben, als Neuanfänger und dass sie daher befähigter sind, als die Neulinge. Hier liegen die Wurzeln einer gesunden Aristokratie, wozu die rechtzeitige Unterstützung der Eltern von der Jugend her nötig ist.

Der Aufenthalt in Mauern verlief rasch und freundlich. Sonntag Kirchgang, Nachmittag Abradeln nach München; Fahrt bergab, schönes Wetter, freundliches Zusammentreffen mit Hardy Reininghaus, der gerade von seiner Tätigkeit als Leiter der Münchner Rückversicherung enthoben worden war.

Montag den 2. Juli vormittags nochmals bei Ernst v. Siemens, nachmittags Abfahrt per Rad gegen Salzburg.

Die Abfahrt aus München verstärkte das Gefühl: Jetzt geht's in die nähere Heimat. Ich stellte mir unter Heimat mein liebes Feldenhofen vor und sah den Augenblick, wie ich mit Pinkel und Fahrrad in Feldenhofen vor dem Haus anlange, die Radklingel läutete und eines der Kinder laut schreiend: „Der Baba!“ das ganze Haus alarmiert.

Die Fahrt nach Salzburg am 2. und 3. Juli

Bei schönem Wetter von München ab. Von dem Vorschlag gleich ab München mit Hilfe eines Benzinstationsmannes im Anhalteverkehr weiterzukommen, machte ich keinen Gebrauch. Es war zu verlockend am Rad, die Alpen allmählich herankommen zu sehen und das Wetter zu einladend. Im Stadtgebiet fiel an einer komplizierten Strassenkreuzung nahe dem Ostbahnhof das Gepäck vom Träger. Trotz der Wutzeichen des Polizisten, den ich nicht richtig umfahren hatte, packte ich den ganzen Krempel zusammen und brachte mit Hilfe eines freundlichen Radfahrers die Verpackung in Ordnung. Die gegenseitige Unterstützung der Strassenwanderer ist ein erfreuliches Zeichen von Kameradschaft armer Teufel untereinander. An der Ausfahrt musste etwa 1 ½ km geschoben werden, weil dort Fahrradbenützung verboten war. Wer's nicht tat verlor sein Rad, wenn die Patrouille kam.

Beim Reichsautobahn-Einlass erklärte ein Servicestationsmann die Strecke sei gesperrt wegen der gesprengten Mangfallbrücke; er empfahl mir eine Landstrasse, die ich auch ein schlug.

Die Stadt verlor sich – wie andere Grossstädte – allmählich ins flache Land, die Berge wurden sichtbar, leider aber auch eine dunkle Wetterfront in meiner Fahrtrichtung.

Ich fuhr drauf los, durch einen kleinen Regenvorboten, durch schönen Wald, bei grossen Kriegsgefangenenlagern vorbei, aber immer ins Wetter hinein. Ich befürchtete, mein Ziel – Rosenheim – kaum trocken zu erreichen und so entschloss ich mich, den Anhalteverkehr aufzunehmen. Da musste ich lernen, dass amerikanische Autos Zivilisten nicht mitnehmen dürfen – Verhindern von Fraternisation – und dass deutsche Autos nur an bestimmten Kontrollposten Mitfahrer zugewiesen erhalten. Bis zum nächsten Posten waren es aber noch zehn km; dort warteten viele Leute, das Wetter stieg heran, ich wartete mit den anderen. Nach einiger Zeit kam ein Transport mit drei Wagen. Darin

wurden die Wartenden verladen; ich mit dem Fahrrad am zweiten Anhänger. Kaum war alles notdürftig herinnen, fuhr der Zug los. Dann kam ein Windstoss und im Fahrtwind flatterten mein schöner Kleppermantel und die Gummi imprägnierte Fahrradschürze davon. Bis auf mein Hilfeschrei „Haltgemacht“ ich herausgestiegen und zurückgefahren war, waren Mantel und Schürze schon weg; etwas betrübt suchte ich die Nachbarschaft ab, erfolglos. Der Verlust war doppelt schmerzlich, da gleichzeitig beide Regenschutzmittel abhandengekommen sind – sie waren durch das Heben auf das Auto gelockert worden. Überdies rückte die Notwendigkeit für einen Regenschutz unausweichlich näher.

Zum Trauern war keine Zeit; ich musste nun, nach Zeitverlust, wieder mit dem Rad weiterfahren. Das Wetter war gnädiger als erwartet; einen grösseren Guss wartete ich unter dem Dachvorsprung eines schönen Bauernhauses ab, dann kam ich bis Aibling. Als später der Regen von neuem einsetzte, kehrte ich in einen behäbigen Gasthof ein. Eine ordentliche Portion Leberkäs ohne Marken und die Aussicht Schlafgelegenheit zu finden, machten den Regen draussen weniger unangenehm. An meinem Tisch sassen zwei Männer, etwa 23 und 25 Jahre alt, die sich mit der Kellnerin unterhielten; sie waren aus Stettin, beabsichtigten in Süddeutschland zu bleiben, weil der Lebensstandard hier wesentlich besser wäre. Geld hätten sie genug; die Burschen hätten darüber hinaus nie daran gedacht, was in den letzten Jahren im deutschen Reich passiert war und an die Zukunft der Allgemeinheit; es war die Einstellung der durchaus egozentrischen Zeitgenossen, die nur materialistische Sorgen in Bezug auf ihre Person haben.

Die Übernachtung erfolgte in einem gewölbten Keller. Es war feucht, aber eingewickelt in dem guten braunen Plaid von Austin Reed merkte ich nichts und schlief gut. Am Morgen hing der Regen tief herab; ich brach auf, nachdem ich erfahren hatte, dass die Autobahn gut passierbar und die Mangfallbrücke nur lokal zu umgehen sei.

Als ich etwas nach sieben Uhr aufbrach, war der Himmel schwer verhangen und liess in Kürze Regen erwarten. Der gestrige Verlust der Regenhilfe gab ein weiteres trauriges Gefühl; bis Rosenheim ging's trocken. Weiter führte der Weg gerade nach Süden, zur Autobahn am Gebirgsrand. Der Austritt des Inntales zeichnete sich als weithin erkennbare Unterbrechung des Ost-Westzuges der Alpen ab. Einen Augenblick überlegte ich sofort ins österreichische Bergland abzubiegen, blieb aber dann beim Programm rasch nach Salzburg zu kommen. Es gab an diesem Tag gar keinen Verkehr; alles Ausschauen nach Mitfahrgelegenheit war erfolglos. Dafür braute sich das schlechte Wetter langsam immer drohender zusammen. Am Starnberger See regnete es gründlich.

Dort stellte ich mich in einem Bauernhaus unter und bekam eine Tasse heisse Milch. Die Leute waren freundlich und erzählten von dem nie abreissenden Zug von Wanderern. Sie erzählten aber auch von der geringen Hilfsbereitschaft der Flüchtlinge, speziell der Stadtfrauen bei landwirtschaftlicher Tätigkeit und deren Ansprüchen an Miterhaltung und Abwechslung. Es scheint doch das Stadtleben die Zusammengehörigkeitsgefühle zu stören und über längere Zeit den Charakter und die Seele ungünstig zu beeinflussen.

In der ersten Regopause verliess ich das Haus; aber nach wenigen Stunden setzte der Regen umso nachhaltiger ein. Nach etwa 10 km war ich durch und durch nass. Alles triefte. Es war knapp vor einer grösseren Brücke, als der Regen sich in einen richtigen Guss entwickelte. Am Brückenkopf

boten ein paar angelehnte Bretter notdürftigst Schutz für zwei amerikanische Besatzungssoldaten. Dort schlüpfte ich auch unter. In einem Winkel gloste ein kümmerliches Feuer. Das Gespräch, welches allmählich zustande kam, drehte sich um Österreich.

Die Amerikaner betonten, dass die Österreicher 100 % Hitler zugestimmt hatten, als er das Land besetzte, da die Österreicher die gleiche Sprache sprächen, wäre überhaupt kein Unterschied zu den Deutschen. Es ist schade, dass die Amerikaner die Verhältnisse nicht besser verstanden haben. Der durchschnittliche Bewohner Deutschlands oder Österreichs hatte in den Jahren 1937/38 vor allem das Bestreben, das wirtschaftliche Elend durch gemeinsame Bemühungen zu verringern. Damals schienen die Bemühungen Hitlers in dieser Richtung von Erfolg begleitet zu sein. Wie wenig selbst sehr weitsichtige Menschen die kommende Entwicklung zum Bösen voraussehen konnten, zeigt ein Ausspruch von Churchill aus der Vorkriegszeit in seiner Biographie: „Für ihn sei es noch unklar, ob Hitler einst in die Geschichte eingehen werde als neuer Cäsar Europas oder als Teufel wie Dschingis Khan“.

Endlich kam ein deutscher Lastzug mit Plachen, der mich ziemlich nahe bis an die österreichische Grenze mitnehmen wollte. Von der schönen Strecke sah ich nichts. Ein Umweg nach Traunstein über kleine Strassen, ein schwerfälliges Ausweichen gegen eine Kolonne von zehn grossen, entgegenkommenden amerikanischen Panzern, starker Wind und ungemütliche Kühle sind die Erinnerungen dieses Abschnittes der Reise. In einem kleinen Ort, ca. 18 km vor Salzburg musste ich aussteigen. Das Wirtshaus, in dessen offenstehendes Vorhaus ich flüchtete, war von amerikanischen Soldaten besetzt, die in der Küche gerade grössere Mengen von appetitlichem Fleische zu Schnitzeln verarbeiteten. Ich wurde rasch hinausgewiesen, das Haus war beschlagnahmt. Die Wirtsleute wohnten in einem anderen Haus nicht weit ab. Ich ging auf gut Glück hin und bat, mich etwas trocknen und erwärmen zu dürfen. Ich wurde freundlich aufgenommen. In einer netten Bauernstube war ein breiter Kachelofen eingeheizt und strahlte herrliche Wärme. Ich zog mich etwas um, hängte die patschnassen Sachen an guten Trockenstangen und wärmte mich aus. Bald brachte man einen dampfenden Bohnenkaffee, einen Topf mit Milch, schönes Weissbrot, ein kleines Butterstriezerl und eine Dose Leberwurst. Es schmeckte herrlich und schien mir ein freundlicher Abschiedsgruss des Deutschen Reiches, während mir der Regen wie ein herzlicher Empfang des heimatlichen Österreichs vorkam. Gegen vier Uhr waren die Sachen wieder zum Anziehen bereit und der Regen dünner geworden. Ich bedankte mich herzlich bei den netten Hausleuten und fuhr los. Die schöne Autobahnbrücke knapp an der Grenze war gesprengt, aber die Umlenkung nicht schlecht. Auf der kleinen Anhöhe gab's einen hübschen Blick nach Salzburg; der Regen hatte gerade aufgehört, an der Grenze gab es einen glatten Durchgang, das Hofer Permit war tadellos in Ordnung. Die Freude über den regenfreien Ausblick dauerte nicht lange; der Salzburger Schnürlregen setzte mit voller Gewalt ein. Vor der Stadt stellte ich mich wieder unter ein breites Stalldach ein. Im Stall war schönes Vieh, ein Bursch fütterte gerade und grinste, weil ich nicht bemerkt hatte, dass sich in der Schweinebucht gerade Mägde bei halboffener Tür badeten.

Der Regen liess nach und erlaubte mir einen halbwegs besseren Einzug nach Salzburg. Doch die Freude war kurz. Jetzt setzte der Regen mit höchstmöglicher Stärke ein. **Es dämmerte schon, als ich durch den tiefenden Wald des Mönchberges zur Villa Grasmayr aufstieg (eines angeheirateten**

Mautner-Verwandten¹⁹). Es war anscheinend eine Ablehnung sondergleichen seitens der Heimat; und was würde ich bei Grasmayr erfahren? Ich kannte ihn nicht und er war in der Familie als Sonderling verschrien.

Die Aufnahme aber war gerade das Gegenteil von den äusseren Regenverhältnissen. Nach wenigen Minuten war ich mit Grasmayr so vertraut, als ob wir uns lange gekannt hätten. Nie habe ich eine unerwartet nette Aufnahme so wohltuend empfunden, ja ich war überzeugt, dass gerade der Regen dazugehört hat, um mir den ersten Abend in Österreich so innig und herzlich werden zu lassen.

Der Salzburger Aufenthalt von Dienstag den 3. bis Samstag den 7. Juli

Ach, war das erfreulich, aus dem Regenwetter in die hübsche Villa zu kommen. Vom Garten ging's in einem Raum mit grosser Glasswand; wo man hinsah, gab's Kuriositäten; neben der Tür auf einem Tischchen der Sextant und eine Sonnenuhr, irgendeine grosse Heiligenstatue auf der anderen Seite. Durch eine Zwischenwand in einem grossen, eingelassenen Wandgemälde – der Herbst. Es stammte aus der Münchener Jugendzeit – ein alter kräftiger Mann lag im hügeligen Gelände, sein Körper war ein Hügel, die Kleider Wald und Feld. Es war viel Stimmung in der eigenartigen Komposition. Irgendwo im Raum hingen, an verschieden langen Fäden, bunte und silberne Glaskugeln. Durch eine verborgene Wandtüre gelangte ich auf eine Wendeltreppe, die durch das ganze Haus – mehrere Stockwerke hoch – führte. Drehend und hinaufsteigend kam ich an mehreren Türen vorbei, auf denen verschiedene geheimnisvolle Zeichen angebracht waren. An der Wand hingen abenteuerliche und gespenstische Zeichnungen. Nachdem ich so an mehreren Türen vorbeigekommen, öffnete mir Herr Grasmayr eine und ich gelangte in ein schönes, modernes Turmzimmer, wo ich mich ein wenig herrichten konnte. Ich sah ein breites, schönes Bett und einen kleinen Balkon, von dem aus ich bemerkte, dass ich in der Höhe der Kronen der alten Bäume am Mönchsberg stand. Der Regen rauschte in den Bäumen, von der Stadt blitzten einige Lichter verloren herauf. Aber lang sah ich das Bild nicht an, aber beim Aufhängen der triefenden Sachen machte es tiefen Eindruck. Vielmehr wirkte der Abend in der Wohnstube zusammen mit Onkel Grasmayr und seiner Haushälterin – seine Frau Magda war leider im Herbst gestorben. Vielleicht soll hier etwas über den alten Herrn gesagt werden. Die Verhältnisse hatten es ermöglicht, dass ein eigenwilliger Mensch ein Leben lang nach seinem Willen leben konnte. Als junger Volksschullehrer aus dem Bauernstand hatte er viel gelesen, viele Reisen mit Fahrrad und zu Fuss gemacht. Dann hat die Heirat mit der sehr wohlhabenden Tante von Mutti ihm die Möglichkeit gegeben, sehr unabhängig zu leben und die Villa in Salzburg nach Belieben auszubauen. Sein Bauernverstand verhalf ihm dazu, das Vermögen durch Anlage in grossen Hotels²⁰ gut über die Nachkriegszeit zu bringen. Schwierigen Detailfragen ging er durch seine Sonderlingsart aus dem Wege. „Weisst Du“ sagte er, „wenn ich zu den grossen Sitzungen barfuss in Sandalen kam, da sagten die Leute, mit so einem Halbnarren braucht man nicht besonders achtzugeben, und sprachen ohne Umschweife. So hörte ich vielmehr und konnte mir ein viel besseres Bild über alles bilden“.

¹⁹ Alois Grasmayr war verheiratet gewesen mit Magda Mautner Markhof (2.9). „Das Haus auf dem Mönchsberg wurde in der Zwischenkriegszeit zum gesellschaftlichen Zentrum für Künstler und Schriftsteller“ (entnommen aus M.M. Informationsheft Nr. 2 vom Jahr 1995). UBA

²⁰ Die Hotels Bristol und Stein u. a. Gasthof-Besitzen.

Seine Frau hatte viele künstlerische Interessen; ihr Schwager war Kolo Moser gewesen; so hatte sich ein enges Interesse für die Wiener Werkstätte ergeben, das viele hübsche Gebrauchsgegenstände im Hause nachwies.

Es gab viele Bücher in dem Haus. Am Abend bei meinem Bericht über Reise und Russenzeit, kam mir sehr deutlich zum Bewusstsein, dass vieles ertragen werden kann, wenn man den Kopf hochhält in der Überzeugung, dass die entgegenstehenden Schwierigkeiten im Plan des Herrgotts ihren Sinn haben, ja dass das Durchstehen von Gefahren seinen eigenen Reiz hat, und dass sie leichter überwältigt werden, wenn man sich nicht ängstigt. Das erinnerte mich an ein Gedicht von Hofmannsthal, das mir oft durch den Sinn gegangen war; eine eigenartige, freie und unbekümmerte Haltung eines Weltwanderers:

Der Erbe

Das Salböl aus den Händen der toten alten Frau
den Erben lass verschwenden an Adler, Lamm und Pfau;
er geht, wie denn kein Walten vom Rücken her bedroht,
er lächelt, wenn die Falten des Lebens flüstern: Tod.
Ihm bietet jede Stelle geheimnisvoll die Schwelle,
es gibt sich jeder Welle der Heimatlose hin.

Auch Grasmayr war der Ansicht, dass es die Kunst der Dichter sei, komplizierte Stimmungen des Einzelnen oder auch grössere Komplexe mit wenigen Worten wiederzugeben. Mit je weniger Aufwand und je einfacheren Aufbau ein Umfassendes, Wesentliches zum Verständnis gebracht wird, umso bedeutender ist die Kunst. So brachte Grasmayr Rilke herbei, von dem er aus dem Stundenbuch wunderbare Dinge rezitierte. Ich hatte bis dahin mit Rilke nichts anzufangen gewusst; was mir bis dahin in die Hände gekommen war, hatte mir den Eindruck eines schwächlichen Nachtrauerns für vergangene Schönheit gemacht. Aber allein Folgendes, was Grasmayr vortrug und viel Zusammenhang mit den Empfindungen der Reise zeigte, stimmte mich völlig um:

Gott spricht zu jedem nur, eh er ihn macht,
dann geht er schweigend mit ihm aus der Nacht,
Aber die Worte, eh jeder beginnt,
diese wolkigen Worte sind:

Von deinen Sinnen hinausgesandt,
geh bis an deiner Sehnsucht Rand;
gib mir Gewand.

Hinter den Dingen wachse als Brand,
das ihre Schatten ausgespannt,
immer mich ganz bedecken.

Lass dir Alles geschehn: Schönheit und Schrecken.

Man muss nur gehn: Kein Gefühl ist das fernste.

Lass dich von mir nicht trennen.

Nah ist das Land,

das sie das Leben nennen.

Du wirst es erkennen

an seinem Ernste.

Gib mir die Hand.

„Das Stunden-Buch“ (vom mönch'schen Leben)

Trotz der Müdigkeit las ich noch lange im ‚Stunden-Buch‘ und war ergriffen von der zauberhaften Zeichnung vieler Eindrücke und Stimmungen des Lebens.

Ein strahlender Himmel schaute beim späten Erwachen ins Zimmer, das nach drei Seiten Fenster hatte. Salzburg zu Füßen mit grünen Turmdächern und grünen Hängen; auf der anderen Seite eine grüne Ebene, im Dunst des Bayernlandes sich verlierend, grün mit Weißen Gipfeln, auf der dritten Seite das Bergland. Ich kann mich seit den Kindertagen in Feldenhofen nicht mehr an so viel Licht, Luft und Duft erinnern als bei diesem Erwachen am Mönchsberg. Die alten Bäume über deren Kronen ich schwebte, waren voller Tropfen, in denen die Sonne glitzerte wie in alten Glaslustern das Kerzenlicht eines Festes sich spiegelnd.

Salzburgs Stimmung und Schönheit trotz der Zerstörung genoss ich mehrere Tage, bis mir die freundliche Siemens-Vertretung Papiere zur Weiterfahrt beschafft hatte. **Sorgen um Unterkunft und Verköstigung, die viele Flüchtlinge leider bedrängten – es sollen damals im Juli gegen 60.000 Fremde bei etwa 40.000 Einwohnern da gewesen sein – hatte ich nicht; der gute Grasmayr sorgte für mich.** Das Erledigen verschiedener behördlicher Vorschriften kostete einige Zeit, es blieb aber genug zum Besuch alter Freunde und vertrauter Stätten. Karl Czerwenka erzählte von dem Einmarsch der Amerikaner und den Gefahren, die der Stadt durch die beabsichtigte Verteidigung der Stadt gedroht hatte. Gern hörte ich auch, dass Hansl Rath vor kurzem auf der Fahrt aus Tirol nach Wien durch Salzburg gekommen. Am Kapuzinerberg-Fuss fand ich in einem ausgedehnten, einstmals sehr schön gehaltenen Park die Tončić-Villa und plauderte ein wenig mit Tončić-Vater. Sein Sohn Lujo hatte mich in Berlin wiederholt aufgefordert in Salzburg zu ihnen zu kommen; er war eben in Dalmatien und von dort hatte der Vater durch einen amerikanischen Offizier Nachrichten über den Aufbau des Tito-Staates erhalten. Das waren die ersten Meldungen über Jugoslawien, die ich hörte, und da sie gut klangen, nahm ich's als gutes Omen für den Weitergang meiner Unternehmungen.

Der Besuch in Haunsperg²¹ bei Hildegard Thun²², einer Tante meiner Frau, soll noch beschrieben werden. In der Gegend von Hallein gibt's mehrere ähnliche Schlösschen; zuerst kam ich

²¹ „In den dreißiger Jahren, einer Zeit der Hochblüte der Salzburger Festspiele, bildete Haunsperg einen Treffpunkt internationaler Künstler und Besucher. ...Bruno Walter war ständiger Wohngast zu dieser Zeit. Er blieb auch durch schwere Zeiten der weiteren Familie verbunden. Weiters gingen Toscanini und viele andere Künstlerpersönlichkeiten im Schloss ein und aus“ (entnommen aus dem M.M. Info. Heft Nr. 3 .1996.). UBA

²² Hildegard Mautner Markhof (3.4.)

in eines, das mir nach der Erinnerung nicht ganz richtig vorkam; vor allem war alles ziemlich schlecht gehalten. Ich wurde auf die Frage nach der Hausfrau in einen verwilderten Gemüsegarten gewiesen, wo mich ein hagerer Mann misstrauisch und unfreundlich empfing. In schroffer Weise erklärte er, dass Rudolf Thun gestorben und hier nicht Haunspurg wäre. Als ich ihn um seinen Namen fragte, entgegnete er geradezu feindselige, dass mich dies nichts angehe.

In Haunspurg hörte ich, dass es sich um einen Grafen Walterskirchen handle, einen Sonderling, der schlecht wirtschaftet und gegen alle Besucher gleich unwirsch sei. Ist's nicht schade, dass Menschen, denen Voraussetzungen für gute Leistungen geboten sind, derart verkommen. Menschen mit Besitz – materiell oder geistig – sollten sich der Allgemeinheit gegenüber verpflichtet fühlen, dann sind sie die berufenen Führer und werden sich auch durchsetzen. Wenn sie aber ihre grösseren Möglichkeiten dazu verwenden sich selber nur Annehmlichkeiten zu verschaffen, ist das Missbrauch, der sich durch Degenerieren des betreffenden Stammes rächt und durch eine gegen das versagende Geschlecht gerichtete Einstellung der Umwelt.

In Haunspurg wurde ich von der Tante Hildegard freundlich aufgenommen. Ihr Haus war bummvoll mit Flüchtlingen. Tags vorher war ihr jüngster Schwager Hans Thun mit Leiterwagen nach dreimonatlichen Irrfahrten aus der Tschechoslovakei angekommen; vier oder fünf kleine Kinder wurlten um den im Garten stehenden Wagen. Das eine Pferd, bis auf die Knochen abgemagert, lag im Grass. Erfreulicherweise hatte es sich aber am Abend bei meiner Rückkunft wieder erholt. Die braven Tiere hatten die ganze Fluchtzeit unermüdlich durchgehalten. Ausserdem war ein Teil der Familie Tupay aus Graz anwesend.

Vor dem Mittagessen in Tantes Zimmer konnte ich die schöne, alte Standuhr in einer Ecke des Zimmers in Gang setzen. Die Uhr war seit der Umsiedlung der Tante nach dem Tode ihrer Schwester nicht mehr gelaufen. Nach einer leichten Ölung und Einstellung der richtigen Lage tackte die Uhr erfreulich kräftig. Wenn Gewichtsuhren nicht von häuslichen Geistern mit Salat- oder Rüböl eingeschmiert worden sind, genügt es mit einem Pinsel den Staub zu entfernen und die Lager mit gutem Nähmaschinenöl zu bedecken. Aber vor allem muss man auf gleichmässigen Gang achten; wenn der Gang hinkt, bleibt die Uhr bald stehen.

Nach dem Essen, sprach Martha Tupay mit uneingeschränkter Bewunderung von der Art der Reichsdeutschen. Ich war sprachlos über die Äusserung: „Ist es nicht über alle Massen herrlich, wie die deutschen Soldaten in den schwierigen Lagen bis zum letzten aushielten? Die Auffassung der Pflicht ist wohl das Höchste was es gibt.“ Die zwangsläufige Gegenfrage war: „Ist es nicht über alle Massen furchtbar, dass die deutschen Menschen in die heutige Lage gekommen sind? Dazu sind sie doch durch ihre Art gekommen“.

Tante Thuns Augen leuchteten dabei begeistert, als sie rief: „Nur los, ich kann ja in meinem Haus mich nicht mehr von der Verhimmelung des Reiches retten“.

Ich stieg in diese heikle Frage etwas näher ein, und breitete eigene Erfahrungen und Gedanken aus. Die Art zäh und hartnäckig ein Ziel zu verfolgen und zu einem letzten Einsatz bereit zu sein, ist bewundernswert, gab ich zu; dies ist auch der Schlüssel für viele Erfolge der Deutschen; aber genauso ist es auch die Ursache für Misserfolge auf der höheren Ebene des Lebens. Der fleissige Schüler möchte immer die gelernte Regel anwenden, als selber nach der augenblicklichen Notlage vorgehen,

und spricht dann von Pflichterfüllung. Dazu muss eine Ode von Weinheber zitiert werden, die die Grenzen der Pflicht andeutet.

Also trumpfen wir auf mit der Pflicht
mit dem Innewerden des Tuns;
Doch kein Besinnen ist die Pflicht,
Nein, nur grosses Vergessen,
ein Wegschauen vom Schicksal,
das gesandt wird von der Ferne.
So aber gibt sie uns: Eine Stütze,
aufrecht durchzugehen durch sich selbst
aber füglich ist dieses viel, weil taghaft gemäss.

Wo liegt die Wurzel dafür, dass so viele Menschen ewige Schüler bleiben? Ich denke auch da an den Mangel an Bereitwilligkeit, einen falschen Weg wieder zurückzugehen. Schüler bleiben ist Mangel an Reife. Das gilt auch für alle durch Vermögen, Titel, Rang oder auch durch frühere Leistung Ausgezeichnete, die dies dem weniger Ausgezeichneten bei jeder Gelegenheit zum Bewusstsein bringen wollen.

Schüler gebliebene Erwachsene sehen auch auf Kinder und Schüler herab, weil diese weniger Wissen und Erfahrung besitzen als sie; sollte es aber nicht so sein, dass der Jüngere oder weniger Erfahrene dem Älteren freiwillig Gefolgschaft leistet, doch auch bereit ist, Meinungsverschiedenheiten zu vertreten? Der Ältere aber sollte bereit sein, dem weniger Erfahrenen zu helfen, die Stärke haben, gegebenenfalls nachzugeben oder einzulenken. Eine eigene Erfahrung dazu war die jahrelang kritische Situation bei den Siemens-Hochspannungs-Gleichrichtern für die viele Sendestationen wie z. B. Herzberg, Tegel und andere, die oft im Betriebe ausfielen. Das gleiche Problem hatten Geyer und ich mehrere Jahre vorher bei der Elin durch unsere Entwicklung sauber gelöst. Nach meinem Austritt in Berlin hat es aber Jahre gedauert, um von Siemens die Sendegleichrichter der genannten Stationen in Ordnung zu bringen und dazu die anderswo früher gewonnenen Erfahrungen auszunutzen. In grossem Mass war es hier wie bei der Relativitätstheorie, die viele Physiker nicht akzeptieren wollten. So viele Menschen wollen das einmal Gelernte, wie die absolute Basis, oder den ruhenden Äther, d. h. die Unfehlbarkeit bestimmter Gesetze, nicht aufgeben.

Nach diesen Halleiner Gedanken soll aber die Reise weiterverfolgt werden; **nicht vergessen will ich, dass Martha Tupay nicht bis zum Schluss abrückte von ihrem Standpunkt.**

Von Salzburg über Eberschwang nach Gmunden

Samstag am 7. Juli vormittags brach ich nach Norden auf, vom guten Grasmayr mit einer Zeltplane aus seiner Radfahrzeit als Ersatz für meine verlorene Regenbehelfe versehen.

Das nächste Reiseprogramm war reichlich unsicher wegen der grossen Unklarheit über die Besatzungsverhältnisse in Österreich. Irgendwie wollte ich über die Tauern nach Kärnten und von da nach Feldenhofen. Dazu erschien eine Durchquerung des restlichen Teiles von Oberösterreich über

Gmunden, Steinach-Irdning, womöglich über **Zeiring, wo Muttis Schwester auf einem Gut wohnte**, und dann entsprechend den weiteren Möglichkeiten nach dem Süden, ein Plan der aber manche Änderungen durch die neu erfahrenen Gegebenheiten erhielt. Irgendwie zog ich am Weg liegende Bekannte oder Verwandte ins Kalkül, da so auf Verköstigung zu hoffen wäre.

Für eine Fahrt durch Oberösterreich drängte der Besuch eines kleinen Laboratoriums in der Nähe von Linz, wo ich in meiner Siemenszeit Untersuchungen über besondere leichte und hochleistungsfähige Akkumulatoren hatte anstellen lassen; dort wollte ich nachsehen, wie weit die Arbeiten noch gediehen waren und offiziell einen Anschluss vornehmen. Überdies lag auf diesem Weg die keramische Werkstätte von Angermaier, wo ich um 1942 einen hübschen Ofen mit Jagdmotiven für das Speisezimmer von Feldenhofen bestellt hatte, über dessen Schicksal ich gerne mehr wissen wollte. Dann war die Mutter meines Freundes Erich Kretschy in Gmunden zu besuchen, um ihnen Nachrichten und etwas Geld zu bringen, und von da wollte ich sehen, wie über die Tauern irgendwie nach Windischgraz weiterzukommen.

Die Fahrt brachte keine grossen Abenteuer; irgendwo wurde die angefangene Autobahn nach Wien gekreuzt, ein herrliches, in der Ausführung mustergültiges Strassensystem.

Ein kurzer Regenschauer, eine Gerstelsuppe in einem Landwirtshaus, ein Überfahren der Strassenbahnabzweigung nach Redl-Zipf, ein Hinaufschieben über den steilen Berg von Vöcklabruck, eine reichliche Atzung mit Speck, Butterbrot und Kaffee bei dem schönen Sägewerk Hopplichers und ein schöner Sommerabend im Hausruckgebiet lagen vor dem Eintreffen in einer modern und geschmackvoll eingerichteten Hafnerei, dem keramischen Werk Eberschwang. Hans Rath hatte darauf hingewiesen mit dem Bemerkten, er halte diese Werkstätte für die beste, künstlerisch und fertigungstechnisch höchststehende Österreichs und Deutschlands und sagte, die Öfen wären, in ihrer Art den besten Erzeugnissen früherer Zeiten ebenbürtig.

Der Leiter, Herr Angermaier und sein Vetter Adlmannseder waren beide da. Der Jagdofen war fertig und schon Gegenstand verschiedener Kaufanträge geworden. Im Lagerraum wurden rasch ein paar ECKKACHeln so zusammengestellt, dass der in Aussicht genommene Aufbau erkennbar war. Einzelheiten des Entwurfes und der Ausführung gefielen mir ausserordentlich.

Die lange Fahrt – insgesamt fast 130 km diesen Tag – bei 40 kg Gepäck am Rad und den starken Strassensteigungen, war für einen Tag eine übermässige Beanspruchung und hatte mich müde und hungrig gemacht. Daher sind mir die prächtige gelbe Eierspeis und die heisse Milch in Erinnerung geblieben.

Am nächsten Morgen – Sonntag den 8. Juli – besprachen wir beim Frühstück noch einen zweiten Ofen für Feldenhofen, nämlich einen für den sogenannten grossen Salon, den ich mir als Arbeits- und Studierraum einzurichten hoffte. Ich wollte etwas möglichst Einfaches, nur durch Form und Farbe Wirkendes haben und war erfreut, wie Herr Angermaier an dieser Idee Freude fand. Ich werde den freudigen Ausruf Herrn Angermaiers nicht vergessen, als ich am Abend nach der so befriedigenden Besichtigung der Werkstätte ihm mitteilte, ich möchte noch einen einfachen grossen Ofen in Auftrag geben. „Herr Adlmannseder“, rief er, „der Doktor will einen Ofen bestellen, den ersten seit dem Kriegsende“. Als Ereignis entstand die Zeichnung eines viereckigen grossen Ofens, der sich von den Wänden der Ecke in zwei Stufen zurückzieht und auf dem übrigbleibenden Quadrat

einen sechs- oder achteckigen Aufbau erhielt. Alle Kacheln sollten braun, viereckig, gross und ganz glatt sein, abgesehen von einem ganz glatten Stabprofil am Rand. Am vorderen Eck sollte aber eine ganz kräftige Wappenkartouche stehen.

Nun zog ich gegen acht Uhr, wieder bei strahlendem Wetter, in das fruchtbare oberösterreichische Land und nahm mir vor, als nächstes unterwegs in Gallspach Tante Fritzi Zeileis – die Witwe nach dem seinerzeit viel besprochenen Wunderdoktor – zu besuchen.

Geruhsame Fahrt durch sommerliches Bauernland. In einem Kirchdorf waren viele Leute, darunter zahlreiche ungarische Soldaten und Offiziere um die Kirche, wo gerade die Messe zu Ende war. Die fremden Menschengruppen sind Kennzeichen des zerstörten alten Gefüges Europas, Splitter, die aus ihrem Lebensraum herausgeworfen sind. Nachdem der Weg – eine kleine Landstrasse – längere Zeit bergan geführt, kam die Abzweigung zur Hauptstrasse; der Wegweiser wies nach Haag am Hausruck. „Da kannst Du Dich um Geyer, den langjährigen Freund und Mitarbeiter bei der Elin zu manchen hübschen Gleichrichtererfolg erkundigen“, kam ein Gedanke; „allerdings wird er als Anhänger des Naziregimes es jetzt nicht leicht haben“.

Es war für mich ein unerwarteter Anblick gewesen, als ich am Morgen des 12. März 1938 in meinem Büro in Wien meine Mitarbeiter – mit einer Ausnahme – mit Hakenkreuzzeichen besteckt sah. Seither hat sich in Mitteleuropa viel verändert. Die bösen Seiten des Nationalsozialismus haben schlechte Frucht getragen. Bei der Elin hat mir einmal Baurat Altmann, ein erfahrener alter Mann gesagt: „Treten irgendwo grössere Fehler und Mängel auf, so sind verschiedene Ursachen gleichzeitig im Spiel gewesen. Meistens liegt ein grösserer oder kleinerer Teil in einem selbst“. Ist's nicht in Deutschland auch so gewesen?

In Berlin war mir die Vereinsamung der Menschen sehr zum Bewusstsein gekommen. Da greift der Einsame doch gerne zu jedem Anhaltspunkt, der ihm Zugang zum Nächsten und Aufbau einer gemeinsamen Sache ermöglicht. Daran schliesst sich ein alter Gedanke an: Eine Gesellschaft in der der Zusammenhang zwischen einzelnen Schichten des Volkes aufhört, zerstört ihre Daseinsberechtigung. Wenn ein Teil des Organismus aus dem Zusammenhang fällt, wird der ganze Organismus wertlos.

Mich hat in Berlin die Kluft zwischen Arbeitern, Ingenieuren und Meistern vom ersten Tag an gestört. Der Spezialist meint, das Aufrechterhalten der Beziehungen zwischen den Mitarbeitern sei Sache der „Menschenführung“ und Angestelltenbetreuung; er braucht die Zeit für sich selbst. Die so entstandene höhere Spezialisierung hat sich aber letzten Endes nicht gelohnt. Denn zum Schluss gab es viele gute Spezialisten, nur darauf bedacht, ihr Spezialistentum künstlich zu sichern, was die menschliche Einsamkeit nur gesteigert hat. Zu weitgehende Spezialisierung bringt es mit sich, dass die Spezialisten wohl einen kleinen Fachsektor beherrschen, während sie den vielen Problemen des Lebens unerfahren und ungeschickt gegenüberstehen.

Hängt die weitgehende Spezialisierung letztlich nicht mit der Erziehung und der Meinung vieler deutscher Professoren zusammen, dass es einheitliches Wertmass, nämlich die Vollständigkeit gebe? Je mehr Material, Einzelheiten und Sonderfälle bekannt seien, umso gründlicher alles analysiert sei, um so besser sei die Voraussetzung für den Lebenskampf.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie viel hat man gehört, wie wenig ist aber hängen geblieben und um wie viel weniger noch ist es bleibendes, brauchbares Gut geworden. So meine ich, dass die Stufe zwischen „gar nichts wissen“ und „seine Sache schulmässig kennen“ eher kleiner ist als die Stufe von „schulmässig kennen“ bis zum „praktischen Können“. Das übertriebene Gedächtnistraining erscheint mir ein Grundübel der kontinentalen Erziehung. Dadurch wird ein Menschentyp herausgebildet, der den Besitz an Wissen als wichtigstes Menschenwert ansieht. Strebt man so nicht einen Zustand an, wo alles ohne Konflikt ablaufen soll, weil man meint, dass mit einer weitgehend gesetzmässigen Regelung ein Leben ohne persönliche Verantwortung sich ergibt. Tatsächlich ist das Leben immer vielfältiger als ausgedachte Überlegungen.

So wurde Jahre- und Jahrzehntelang Material zusammengetragen, immer in der Erwartung, die Praxis einmal zu erschöpfen, ohne je zu lernen, dass es nach oben keine Grenze gibt.

Es hatten die englischen Erzieher früher – glaube ich – eine bessere Lebensauffassung, indem sie wohl für den normalen Ablauf des Lebens weitgehend als Stütze die Tradition annahmen, für die vielen Sonderfälle aber immer bereit waren, sich persönlich einzustellen und nicht versucht, das Neue in ein Vorhandenes zu pressen.

Ich habe bei meiner Bestrebung auf dem Gasentladungsgebiet möglichst alles zu wissen die Feststellung gemacht, dass selbst auf einem so engen Detailgebiet ein vollständiges Wissen nicht möglich ist. Ich habe darüber hinaus gelernt, dass es zum Erzielen von praktischen Leistungen nicht auf ein vollständiges Rüstzeug ankommt, sondern auf ein sicheres Erkennen und Wissen im Wesentlichen. Daraufhin habe ich ein Minimumprinzip formuliert: „Mit wie wenig kann ich ein angestrebtes Ziel erreichen? In diesem Sinne kann vielleicht einmal eine bessere Ordnung des Zusammenlebens der Menschen und eine Minderung der Klassengegensätze erreicht werden.“

Einmal im Zusammenhang mit der geistigen Spezialisierung und im Gespräch über die amerikanische Technik meinte Dir. Scharovsky, die Summe des deutschen Wissens und Könnens sei wohl gleich oder vielleicht noch grösser, als die Amerikas; doch sei dort das Zusammenwirken durch die Bereitschaft zum Zusammenspiel ungleich grösser als in Deutschland und daher auch der Effekt grösser. Ist dabei nicht der deutsche Professor mit seinem Bestreben, seine persönliche Einstellung – seine Schule – als das Wichtigste hinzustellen und sich so von seinen Kollegen zu unterscheiden, ein weitwirkendes Übel gewesen?

Dazu hat einmal Margret Boveri gemeint, der „Deutsche Professor sei einer der Hauptschuldigen in der Entwicklung jener Wesensart, die sich weite Teile der Welt zum Feind gemacht hat.“

Die Strasse senkt sich steil bergab, am unteren steilen Ende liegt der Ort Haag, ein altertümliches Städtchen. Beim Herumschauen nach einem Geschäftsschild Geyer, sah ich plötzlich seine unverkennbare, lange Gestalt selber über den Platz kommen. Geyer war einigermaßen erstaunt mich zu sehen, lud mich zu seiner Mutter auf eine gute Eierspeise und begann zu fragen und zu erzählen. Er selber war vor dem Russeneinmarsch aus Wien in seine Heimat geflohen; bei ihm hielt sich ein Dir. Müller – damaliges Vorstandsmitglied der Elin – auf. Von den augenblicklichen Verhältnissen in Wien wussten beide wenig zu erzählen. Beide waren noch von dem Schreck der Ereignisse so stark benommen, dass sie sich weder über Möglichkeiten der Zukunft noch über Schuld

der Vergangenheit irgendein Urteil gebildet hatten, obwohl ich bei Geyer immer sein subtiles Beobachtungsvermögen in technischen und speziell technologischen Fragen bewundert hatte.

Von Haag ging's weiter nach Gallspach. Herzliche Aufnahme bei Tante Fritzi; ein gemütliches Mittagessen nach alter Wiener Art zu dritt mit der kleinen Senta, einer Freundin meiner ältesten Tochter Emy. Dort in Gallspach war durch den Krieg nichts zerstört worden; die amerikanische Besatzung hatte den grösseren Teil des Gebäudes mit Beschlag belegt. Nach dem Mittagessen kam der Sohn von Zeileis herauf und wir besprachen für vier Uhr eine Besichtigung des Instituts, das bis in die letzten Tage als Lazarett verwendet worden war, nun aber wieder für seinen ursprünglichen Zweck hergerichtet wurde. Auffallend war im Studio Zeileis die starke Betonung orientalischer und ostindischer Momente. Einige grosse Kristalle und Drusen erhöhten den geheimnisvollen Eindruck. Fritzi meinte, ich könnte gegebenenfalls einige Monate bei ihm arbeiten. Anscheinend hatte Vater Zeileis Kenntnisse über neue Wirkungen elektrischer Wellen auf den Organismus und beträchtliche Bereitwilligkeit, hier durch Sammeln von Material dieses neue Gebiet weiter zu beleuchten. Interessant ist, wie hier an der Grenze Wesentliches und Äusserliches unentwirrbar übergehen.

Beträchtlichen Eindruck machte mir am Abend die Bibliothek von Zeileis, wo mir auf schönen Teppichen ein provisorisches Nachtlager hergerichtet worden war. Abgesehen von dem beabsichtigt stark orientalischem geheimnisvollen Zug, fand ich viele Bücher über okkulte und metaphysische Fragen.

Ich blätterte vor dem Einschlafen lange darin; mein Eindruck verstärkte sich, dass da noch die elementarsten Zugänglichkeiten fehlen und plötzlich Wellen wie Humbug aus einer fremden Welt herüberschlagen.

Sehr gemütlich war ein Gang mit der Tante, Schwiegervaters Schwester, einer behäbigen, etwas bebarteten Matrone, durch den Park zum Tierarzt. Auch hier brachte ich die Rede auf die Zukunft und gab meiner Überzeugung Ausdruck, dass die Gier der Menschen nach viel Genuss und Besitz sowie nach Unterscheidung zum Nachbarn einer wirklichen Befriedigung im Wege stehen. Ich fügte meine Überzeugung hinzu, dass viele Menschen freiwillig imstande wären, um höhere Güter willen wohl Beschränkungen auf sich zu nehmen; es wären ihnen aber schon lange nicht solche Aufgaben entsprechend nachdrücklich zum Bewusstsein gebracht worden. So haben einmal grosse Prediger wie Capistran oder Abraham à Santa Clara guten Einfluss gehabt; auch der heutigen Zeit wäre auf diese Weise zu helfen. Ich hoffe Menschen zu finden, die für eine Beschränkung auf das Wesentliche eintreten. Da sagte Tante Fritzi: „Vor seinem Tod hat mein Mann, der manchmal hellsichtig war gesagt, es wird ein Prediger kommen, der jetzt als Bube im Wald aufwächst und mit grossartiger Kraft der Rede die Menschen wieder zur Einfachheit und zu den Mitmenschen hinreissen wird.“

Ein schöner Wirtschaftsgarten und einige Wiesen mit hohen alten Obstbäumen sind mir in Erinnerung. Es muss dort guten Obstertrag geben; von dreissig oder vierzig Bäumen sollen jährlich bis dreissig Fässer Most herauskommen. Der Obstmost ist in Oberösterreich besser als in der Südsteiermark; allerdings wird seiner Bereitung und Pflege viel mehr Sorgfalt zugewiesen. Dreimal

werden die Fässer, wenn der Inhalt verbraucht ist, ganz geöffnet und gründlich gewaschen und daraufhin trocken und offen aufbewahrt.

Zeitig am Morgen des 9. als alle noch schliefen, brach ich nach Linz auf, da am Weg dahin vor dem schönen Kloster Wilhering der Ort Schönhering liegt, wo das Labor lag, das ich besuchen wollte. Es war eine schöne Fahrt durch das fruchtbare Oberösterreich. Gegen Mittag kam ich nach Schönhering. Besprach mit Herrn v. Alexander, dass er die Arbeiten über leichte Akkumulatorenplatten nicht mehr weiterführt; nach einer Idee Dr. Rommels, sollten die Bleirahmen eines meiner Mitarbeiter durch Kunststoff ersetzt werden und die Systeme so aufgebaut, dass die äusseren Verbindungsleitungen auch eingespart würden. Weiters sagte er mir die Ausarbeitung eines Abschlussberichtes über die bisherigen Arbeiten zu, zu der es aber nicht mehr gekommen ist. Herr v. A. war vor seiner Pensionierung lange auf dem Gebiete der Akkumulatorenbeleuchtung tätig gewesen und hatte einige Verdienste bei der Entwicklung zu einem betriebssicheren, einfachen System erworben. Nach seiner Pensionierung hatte er sich eine Bastlerwerkstätte und ein Amateurlaboratorium eingerichtet.

Von Schönhering hinunter ins Donautal; die bekannte waldbegrenzte Strasse hinab nach Linz. Am Stadteingang waren die hübschen, an die Steilhänge angedrückten Reihen älterer Häuser stark zerstört; dazwischen gab es angefangene Baustellen von Stollen als Luftschutzräume in den Berg hinein.

Durch Linz hindurch; der schöne Platz ist, Gott sei Dank, nicht betroffen. Die Neubauten Hitlers am unteren Ende sind gut entworfen und ausgeführt; leider sind sie aber im Verhältnis zu den übrigen Häusern zu gross geraten und stören dadurch das harmonische Stadtbild. Die Planungen und Ausführung Hitlers nahmen auf die Gegebenheiten der Umwelt keine Rücksicht; dadurch entstanden Fremdkörper und Ablehnung dagegen.

Am Bahnhof erfuhr ich von einem bald gegen Salzburg abfahrenden Personenzug, verlied mein Rad und landete gegen vier Uhr in Lambach, von wo ich die Fahrt nach Gmunden per Rad fortsetzte.

Am Fuss des schönen Stiftes an der Traun war ein grosses Kriegsgefangenen-Abrütlager; beim Vorbeifahren am Stift erinnerte ich mich an eine schöne Stockuhr aus meiner Sammlung, die ich einmal, um 1934 in Wien erworben hatte, wo der Verkäufer erwähnte, dass diese aus der Prälatur stamme, da der Abt damals dringend Geld bedurft hatte.

Von Lambach führte eine gute Strasse südwärts in das Salzkammergut; der Traunstein war schon früher vom Zug aus sichtbar und wies das heutige Reiseziel. Es war wieder ein schöner Sommernachmittag, staubfrei, mit klarer Luft, die zum Wandern einlädt. Die Gehöfte lagen ruhig und friedlich da, nur die amerikanischen Autos erinnerten immer an die wirkliche Lage. Das tat auch die sinnlos im letzten Augenblick gesprengte schöne hohe Bogenbrücke beim Traunfall. Die Pfeiler mit kurzen Stummeln der Brückenbahn starteten trostlos ins Leere. Vorbei an der Papierfabrik Lenzing, die noch ruhte, gelangte ich nach Gmunden.

Am Stadtrand waren einige Bombentreffer zu sehen, die Stadt selber war unbeschädigt. Unschwer fand ich Freund Kertschs Mutter, wo ich mit viel Freude als Bringer der ersten Lebenszeichen des Sohnes aufgenommen wurde. Auch der Gatte und ihr Sohn wurden freundlich

begrüßt und das mitgebrachte Geld ausgehändigt. Frau Kretschy hätte es natürlich lieber gesehen, wenn Erich mitgekommen wäre. Sie war nicht einverstanden, dass Erich in Berlin bleiben wolle, um das Papierkartell weiterhin aufrecht zu erhalten, nachdem seine beiden Hauptstützen, Herr von l'Allemand und sein zweiter Freund in der Russenzeit den Tod gefunden hatten. Am Dienstag den 10. Juli faulenzte ich in Gmunden; ich badete in dem kalten See, ging ein wenig in der Umgebung spazieren, besuchte die eine Keramikwerkstätte und liess mir's gut gehen.

Nach Gmunden über Aussee, den Grimming, Bischofshofen nach Gastein und Mallnitz

Aber der freundlichen Einladung, noch länger dort zu bleiben, vermochte ich nicht zu folgen, die Nähe der heimatlichen Berge drängten mich, rasch zur Familie, zum Reiseziel zu gelangen. So setzte ich mich Mittwoch früh – am 11. VII. – in den elektrischen Zug, der bis Aussee gehen sollte. Am Bahnhof erfuhr ich zu meinem grossen Leidwesen, dass Wien durch die Endkämpfe schwer gelitten und dass dabei auch der Stephansdom zerstört worden sei. Ein Bauernbursch, der von der russischen Seite herübergekommen war, erzählte, dass die SS die Stephanskirche als ihren Stützpunkt für die Verteidigung Wiens gewählt hatte und dass so der ehrwürdige Bau in Brand geschossen wurde. Recht bitter mutete es an, dass er auch erwähnte, damals seien die schönen Messgewänder des erzbischöflichen Museums zerschnitten worden, mit der Begründung, wenn wir diese verlieren, sollen die anderen nichts mehr haben.

Ich dachte mit Besorgnis an meine Mutter und Schwester in Wien und an die übrigen Verwandten. Wie's denen wohl ergangen sein wird? Denn die Plünderungen der Russen sollen in nichts dem nachgestanden haben, was ich in Berlin erlebt hatte. Immer deutlicher erschien mir die zu heldische Weltauffassung ein Unglück für die Menschheit zu sein. Einige Verse der Edda aus einem Buch von Günther über Normannen und Wikinger drängt sich in die Erinnerung:

„Aber der Held verachtet den Krämer und Bauern, der mühsam
Kleinweise sein Brot verdient und Vermögen erwirbt.
Er nimmt mit Gewalt, was ihm passt und gibt reichlich den
Genossen und stirbt nicht im Bett, sondern auf der Wahlstatt“.

Es stimmt nur ungefähr, im Sinn aber ist's wohl genau. Das ist das Recht des Stärkeren. Man kann aber wohl auch sagen, das der Unordnung. Die Wikinger haben es so lange geübt, bis sie sich selbst umgebracht haben; was ist übriggeblieben? Heldengesänge und Chronikberichte über jahrhundertelange Verwüstungen. Ist das wirklich ein Ruhmesblatt in der Geschichte? Ist's nicht höher zu werten, wenn einer oder ein Volk Ruhe und Ordnung schafft, so Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft zur Blüte bringt und die Menschen zahlreich nebeneinander leben können?

In Frieden leben können sie aber nur, wenn das Gotteswort von der Liebe zum Nächsten Leitmotiv für die Handlungen bietet. Voll zu erfüllen ist es nie, immer gibt's neue Steigerungen; daher wird es nie gebraucht, und für jeden einzelnen gibt es Anlass zu Kampf gegen sich selbst und damit Verhinderung des Einrostens oder Versumpferns.

Wolken und Nebel hingen tief herunter; es war empfindlich kühl im offenen Viehwagen; der Zug hielt überall lange und verschob etliche Male. Unterwegs regnete es mehrmals. Das Wasser neben dem Bahndamm war rauschend und schäumend, es füllte sein Bett völlig. Auf einem Bahnhof lagen grosse Mengen von Werkzeugmaschinen, schöne moderne Drehbänke, Bohrmaschinen, Automaten, die für einen begonnenen untertags gelegenen Betrieb bestimmt waren. Einen Augenblick sah man das berüchtigte Konzentrationslager Ebensee. Durch Ischl durch, weiter hinauf durch den schönen engen Teil des Tals nach Aussee. Dort endete der Zug; irgendeine Bahnverbindung ins Ennstal hinunter war für die nächste Zeit nicht zu erwarten. Ich wollte gerne im Jagdhaus meines Vetters am Grimming nächste Rast machen, hatte aber keine richtige Vorstellung, wie hin zu kommen. Da fiel mir ein, dass in Aussee die Witwe des bekannten Komponisten Kienzl lebe, die mit Manfred und Pussy sehr befreundet war. Also erfragte ich Witwe Kienzl, kam in eine kleine Pension, fand zwei alte entzückende Damen – Frau Kienzl und ihre Schwester – beide so nett hergerichtet als kämen sie aus einer Vitrine, Musterstückchen des Endes des vorigen Jahrhunderts. Rosig und weiss im Gesicht, viele schwarze Bänder und Maschen auf den Seidenkleidern und nun den Jausenkafee – ein kleines Altwiener Dosenstückchen. Ganz unwirklich kam dann noch ein älterer Legationsrat dazu, um unter Nicken und Kopfschütteln einen Bericht von mir aus der fernen, gewalttätigen Welt zu hören. Die Drei selber schienen von den Ereignissen des Zusammenbruches nicht einmal gestreift, in einem Restchen vergangener Zeit zu leben.

Ich erfuhr Weg und Weite zum Mautner'schen Jagdhaus und setzte mich bald wieder aufs Rad. Das Wetter besserte sich, es ging allmählich bergauf; auf der Höhe kam ich zur englischen Demarkationslinie, passierte dieselbe glatt und fuhr abwärts nach Stainach-Irdning ins Ennstal. Unterwegs hörte ich, dass die Russen noch immer in Admont und Selztal waren, somit der beabsichtigte kurze Weg ins Lavantal wegen der Notwendigkeit die Russenzone zu durchfahren, nicht durchführbar sei, da erst in Zeltweg wieder Engländer wären. Ich musste mich daher für den ziemlich weiten Umweg über Gastein und den Tauerntunnel entscheiden. Von Stainach-Irdning war es nahe zum Grimming mit dem Jagdhaus von Manfred M.M. und das war das nächste Ziel.

Mit grossem Hallo wurde ich von Cousine Pussy und den drei Kindern empfangen. Manfred, der Sohn, war nach verschiedenen Abenteuern von seiner Soldatentätigkeit wenige Tage vorher nach Hause gekommen. Für mich wurde am Dachboden zwischen trocknenden Lindenblüten, Salbei und neben Schwammerln, ein Bett gerichtet und so ergab sich für einige Tage ein friedlicher, ausrastender Urlaub. Zwei Gründe liessen mich etwas zuwarten. Einerseits sollte zum Wochenende Manfred, der Vater, aus Wien kommen – er war schon zweimal herüber gewesen und hatte leidliche Nachrichten über Schwiegermutter, Verwandtschaft und auch über die Familienunternehmungen gebracht, andererseits war aber der Zugverkehr im Ennstal ganz unregelmässig; damals gerade ging hier zwei Tage kein Zug. Ich nützte das herrliche Wetter für grössere Partien, zusammen mit einem anderen Hausgast, Stefanelli, u. a. auch zum Grimmingtor aus, freute mich an Erdbeeren und Schwammerln und ging in die kleine benachbarte Kirche Orgel spielen. So verging die Zeit im Flug, leider kam Manfred nicht. Nach mancherlei ergötzlichen Gesprächen telefonierte am Dienstag der freundliche Stationsvorstand, dass in der nächsten Stunde wieder einmal ein Zug gegen Bischofshofen abgehen würde. So ergab sich ein kurzer Abschied und Aufbruch gegen den Westen.

Auf der Fahrt sammelten sich in den Waggons viele abenteuerliche Menschen, Ungarn und Ukrainer, viele reichsdeutsche Soldaten, die von den Engländern abgerüstet worden waren, Frauen, die in die Heimat zurückfahren wollten, alle mit Pinkeln und sonderbarem Gepäck. Welche Zerstörung hat der Zusammenbruch von Hitlers Unternehmen ausser den richtig verwüsteten Städten und Fabriken, Bahnen und Ländereien am Gewissen; wie viele alte Bindungen der Menschen an ihre Heimat, an Ordnung, an Tradition sind ebenso zerbrochen und haben ein Chaos hinterlassen. Ist nicht der Verlust der Bindungen zwischen den Menschen noch schwerer zu nehmen als der von Kulturgut und Produktionsstätten, da sich solche Beziehungen nur ganz langsam im Lauf langer Zeiträume entwickeln. Ist es nicht ein grosses Verkennen seitens jener Kritiker gewesen, die z. B. Englands Art alte Gesetze und Gepflogenheiten kaum jemals zum Gerümpel zu werfen, sondern den neuen Verhältnissen anzupassen, als Zeichen von Kraftlosigkeit zu bezeichnen? Liegt darin nicht vielmehr Jahrhunderte alte Weisheit, dass die Menschen im Grossen ungeheuer langsam neue Vorschriften oder Gesetze sich zu eigen machen?

Im krassen Widerspruch erschienen mir dazu die vielen Folgen von neuen, weit sich auswirken sollenden Vorschriften und Anordnungen, die in Deutschland der letzten Jahre laufend erschienen waren, wie z. B. drei dickbändige Metall- und Eisenbewirtschaftungs-Bestimmungen, erschienen im Lauf von wenig mehr als zwei Jahren. Dabei war vom Standpunkt ihrer Verfasser die darin angeschaffte Ordnung des Sparens mit den knappen Materialien wichtig, wenn sie gehandhabt worden wäre, und wenn nicht viele Dienststellen ihren Ehrgeiz darangesetzt hätten, um den Sinn der Vorschriften herum sich listig mehr Material zu verschaffen. Solche und auch andere Ordnungen haben ein beträchtliches Mass an Arbeit zu ihrer Ausarbeitung benötigt. Sie waren in ihren Überlegungen klug, aber es haftete ihnen die Schwäche des Zuviels an, so dass der grosse Teil dieser gut gemeinten Arbeit von vorherein zum Brachliegen verdammt war. Zu weit getriebene Spezialisierung versagt; sie ist dem Wesen des Menschen nicht angepasst. Lass ihm ein wenig Selbstständigkeit, er wird dadurch zu grösserer Verantwortlichkeit erzogen; das führt zu einer gegliederten Hierarchie in viele einzelne Gruppen; der Aufbau der höheren Ordnung passt sich dann den Untergruppen an. Die Menschheitsstruktur muss sich den gegebenen Tatsachen anpassen und nicht das Leben vergewaltigen.

Der Zug verliess wieder das englische Gebiet irgendwo bei Radstadt, dann ging's hinunter nach Bischofshofen. Als ich die Salzach sah, kam mir ein Traumgesicht zur Erinnerung, das ich einmal in Berlin gehabt hatte; ich sah den Krieg zusammenbrechen und mich Berlin mit dem Fahrrad verlassen. Deutlich erkannte ich damals das Salzachtal und die Fahrtstrecke nach Schwarzach St. Veit und sah mich am Fahrrad.

Nun in Bischofshofen erfuhr ich, dass kein direkter Anschluss vorhanden wäre, sondern dass ich mehrere Stunden zu warten hätte. Da entschloss ich mich, das Salzachtal per Fahrrad hinauf zu fahren und so erfüllte sich das Traumgesicht, obwohl ich wenige Tage vorher mir vorgestellt hatte, dass ich direkt über Selzthal und den Tauernpass, über Zeiring und Wolfsberg ohne den Umweg über das Salzachtal nach Feldenhofen kommen würde.

In Schwarzach-St. Veit erfuhr ich zu meiner Freude von einem Zug nach Gastein, es waren aber noch drei Stunden bis zum Abgang des Zuges. So benutzte ich die Zeit zu einem Spaziergang

bergauf, der Nase nach, und gelangte zu einem Dorf, St. Veit, mit einer schönen alten Kirche. Ein Soldat sprach mich an, als ich auf den Steinstufen des Eingangs sass und den weiten Rundblick auf mich wirken liess. Er wollte nach Kärnten, in Mallnitz aber sei eine Abrüstung der Engländer und jeder Soldat musste dort einige Tage, manchmal auch Wochen zuwarten bis zur Abrüstung. Dann stieg ich noch etwas höher und kam in einen Hohlweg, beide Seiten waren dicht mit Himbeeren bewachsen, die an den steilen oberen Flanken viele grosse, besonders schöne Früchte trugen; nach einer Weile hatte ich fast alle verzehrt.

Dann nahm ich den Zug nach Gastein, wartete dort wieder einige Zeit, die ich zu einem anderen Spaziergang nützte und schliesslich gelang es, glücklich in einen Zug hineinzukommen, der durch den langen Tunnel fuhr, wobei ich mich erinnerte, dass mein Vater Otto einer der Bauleiter desselben gewesen sei. Die Fahrt ging glatt durch das eindrucksvolle Dunkel des Tunnels; in Mallnitz gab's keine Schwierigkeiten bei den Engländern und im Nu war ich in Kärnten, ein gutes Stück näher zu Feldenhofen und der Familie.

Die Weiterfahrt von Gastein nach Jugoslawien

Wie bin ich von Gastein nach Kärnten gekommen? Ich erinnere mich an gar nichts; war es nicht auf einem Lastauto von Mallnitz bis Klagenfurt?²³ Sicherlich gab es beim Einfahren in die englische Zone keine Schwierigkeiten.

Von Klagenfurt fuhr ich wieder mit dem Fahrrad auf die etwas südlich, hoch über der Draug gelegene Hollenburg. Dort freundliche Aufnahme vom Burgherren Hansl Maresch, der den Besitz von seinem Adoptivvater Wittgenstein geerbt hatte, und seiner Frau; ein Tag Ruhe, ein wohltuender Eindruck des schönen, ungestörten Haushaltes mit prächtigen Augsburger Silberkannen am Frühstückstisch. Ich erfuhr, dass dieses Gebiet – etwa mit den Grenzen von vor dem Krieg 1938 – wieder aufgerichtet worden war, dass also Unterdrauburg, Windischgraz und Feldenhofen wieder slovenisch seien; weiters bekam ich Informationen über die verschiedenen dort zu erwartenden Spannungen, Unfreundlichkeiten, vor allem über die rechtliche Unklarheit und dass derzeit vieles noch im Flusse wäre. So bekam ich allgemeine Ratschläge, vor allem aber die Empfehlung, zur Weiterreise zunächst den Schüttenhof im Lavantal bei St. Andrä aufzusuchen, dort vom Besitzer Dr. Hubert Habsburg²⁴, der die Schütte-Tochter (eine Dänin) geheiratet, Rat und weitere Hilfe zu erbitten; Hansl Maresch erwähnte, dass Dr. Habsburg überdies mit einem Schweizer Gutsbesitzer Buser bei Lavamünd befreundet sei, dessen Besitz unmittelbar an der jugoslawischen Grenze liegt, und der in Verbindung mit den jugoslawischen Behörden von Unterdrauburg stünde.

Am nächsten Tag fuhr ich per Rad tatsächlich nach St Andrä, fand dort eine freundliche Aufnahme, bekam Übernachtung angeboten und erhielt einen Empfehlungsbrief an Herrn Buser von Buserhof bei Lavamünd.

²³ Merkwürdig diese Einfügung, denn H v B hatte doch soeben gesagt, dass er mit dem Zug durch den Tunnel gefahren ist, bei dem sein Vater einer der Bauleiter war! (UBA)

²⁴ Andreas Salvator Habsburg, der sich für die Fahrt von Berlin nach Feldenhofen interessierte hat mir mitgeteilt, dass es sich hier nicht um den obengenannten (seinen Vater) handelte, sondern um Dipl. Ing Heinrich Habsburg. (UBA)

Auch dort fand ich freundliche Aufnahme und erhielt den richtigen Hinweis auf einen Schmuggelweg über den in einer Schlucht verlaufenden Grenzbach nicht weit vom Buserhof, und eine Empfehlung an einen Mann in Unterdrauburg, jetzt Dravograd, dem ich meinen Personalschein der russischen Kommandantur von Berlin zeigen und noch erfragen sollte, wie ich nach Windischgraz und Feldenhofen weiterkommen könnte, da die Draubrücke in Drauburg bewacht sei. Bei Buser habe ich mein Hg-Dampf-MS und die kleine Pferdchenuhr, die ich am Rad mitgehabt habe, zurückgelassen.

Also weg vom Buserhof; die Grenzschlucht war tatsächlich nur 15 Minuten von ihm entfernt; die kleine Brücke war frei; hinüber ging's mit dem Rad und hoch hinauf die hoch über der Drauburg gelegene Moränen-Ebene. Schliesslich ging's hinunter nach Unterdrauburg mit dem unheimlichen Gefühl überall Sowjetsterne zu sehen.

Das mir angegebene Haus wurde gleich am Ortsende gefunden, der gesuchte Mann war anwesend, aber sehr erschrocken, als er die Art meines Hereinkommens hörte; er sah mit Angst auf mein russisches Permit und bat mit gefalteten Händen ihn möglichst rasch zu verlassen, da es ihm unheimlich war, dass ich von seinem Zusammenhang mit Herrn Buser wusste; vor allem riet er mir, erst in Windischgraz mit den Behörden zusammenzutreten.

Ankunft in Slovenien

Wenn die Erinnerung nicht täuscht, war es am 15. oder 16. Juli 1945, dass ich den geschilderten Übergang gemacht habe. So fuhr ich mit dem Rad weiter durch Windischgraz; dort die Häuser unverändert; nur überall slovenische Aufschriften und Tito-Hinweise. Dann kam ich schliesslich zu den beiden Häuschen an unserer alten Besitzgrenze. Dort erfuhr ich, mit Entsetzen, dass Mutti und die Kinder kurz vorher, am 1. Juli in ein Partisanen KZ gebracht worden waren, dass aber unser alter Pächter Fischer derzeit der Kommissar wäre und dass dieser sich sehr gegen den Abtransport meiner Familie ausgesprochen hatte. Also weiter mit zitternden Knien zu Fischer.

Fischer war zu Hause, es war am späten Nachmittag. Er war einen Moment betroffen, mich so unerwartet vor sich zu sehen, fasste sich aber rasch und erzählte, wie vor 14 Tagen (am 1. VII.) Mutti mit den 5 Kindern, Otto, Emy, Marci, Hansi und Elisabeth von der Geheimpolizei abgeholt und in irgendein KZ geführt worden waren, obwohl in der Gemeinde die Einheimischen sehr dagegen gewesen wären.

Auf meine Frage, wer von den alten Bekannten noch in Windischgraz wäre, der etwas zu sagen hätte, meinte er dies wäre in erster Linie der Kaufmann Rojnik, anscheinend Bürgermeister, der unserer Familie gut gesinnt wäre. Ich entschloss mich sofort zu Rojnik zu fahren, und Fischer bot mir für die Zeit meines Daseins Quartier an, was ich gerne annahm; er sagte, das Schloss ist abgesperrt; er wäre wohl der Kommissar, dürfte aber niemand hineinlassen.

In Windischgraz traf ich die Familie Rojnik im Raum hinter dem Geschäft beim Abendessen. Ich wurde freundlich dazu eingeladen und erfuhr zunächst das gleiche, was Fischer mir schon erzählte. Plötzlich frage mich Rojnik: „Jetzt sagen Sie mir aber eines, wieso sprechen Sie so gut Slovenisch?“ worauf ich einfach antwortete, als erwartender Erbe der Feldenhofner Herrschaft habe ich es als selbstverständlich angesehen, die Sprache der heimischen Bauernbevölkerung zu verstehen und sprechen zu können. Hierzu wäre ich schon am Anfang der 20er Jahre bei meinen vielen Feldenhofner

Besuchen zum alten Oberlehrer Vrecko Slovenisch lernen gegangen und habe einiges beibehalten. Darauf fragte Rojnik geradezu bewegt: „Hier ist noch Vreckos Enkelin, Mema, die ihren Grossvater sehr verehrte; wenn Sie mit der zusammenkommen und sagen, dass Sie ein Schüler vom alten Oberlehrer waren, wird Ihnen Mema irgendwie behilflich sein. Gehen Sie doch gleich hin“.

So tat ich, ging am Platz die paar Häuser hinunter, stieg in den ersten Stock und klopfte bei der Tür mit dem Schild Vrecko an. Eine hübsche junge Frau öffnete und ich sagte Herr Rojnik hat mich zu Ihnen geschickt, weil ich vor 20 oder 25 Jahren ein Schüler ihres Grossvaters gewesen bin; mein Name ist Dr. Hans Bertele. „Was?“ schrie sie, „der Lieblingsschüler meines Grossvaters, den er oft als Muster hingestellt hat? So eine Überraschung! **Kommen Sie herein, ich muss Ihnen gleich sagen, wie sehr der Abtransport Ihrer Familie mir und vielen hier in Windischgraz gegen den Strich gegangen ist; wir Heimischen waren sehr dagegen, weil Ihre Frau immer so nett zu unseren Leuten gewesen ist;** aber seit einigen Wochen ist die russische Kommunistin Zarna da, und die hat mit Druck von auswärts darauf bestanden, dass die Gutsherrschaft weggeschafft und eingesperrt wird. Ihre Familie ist im Konzentrationslager Teherje bei Cilli. Die Zarna allein kann ein Freilassen Ihrer Familie und eine Rückgabe des Besitzes heute bestimmen. Mir spielt die Zarna ganz gegen unsere Pläne hier in Windischgraz und ich will gerne helfen, diese willkürlichen Schritte von der Zarna gut zu machen.“ So begannen wir zu beraten, wie wir vorgehen.

Plötzlich frug sie mich: Können Sie vielleicht englisch, denn Zarnas grosser Wunsch ist es, diese Sprache zu lernen“. Das konnte ich mit gutem Gewissen bejahen, denn zwischen 1930 und 1938 war ich ja oft in England gewesen und hatte dabei u. a. auch an der Gründung und dem Aufbau des gemeinsamen Gleichrichterwerks Elin/Wien – Electrical Equipment /London teilgenommen. „Dann werde ich Sie als Englisch-Lehrer der Zarna präsentieren, und dann müssen Sie bei dieser für Ihre Familie weiterarbeiten.“

Mit solchen völlig veränderten Hoffnungen kehrte ich zu Fischer zurück und fiel bald in tiefen Schlaf, aus dem ich nur einige Male wegen eines komischen Geräusches, das als rasche Folge vielen kurzen Knacksens erschien, aufwachte. Als ich die Kerze angezündet hatte, erkannte ich die Ursache: eine Menge schwarzer Flöhe waren um mich, die in die Luft sprangen und beim Springen das eigenartige Geräusch machten, aber das störte mich nicht und ich schlief wieder ein.

In den nächsten Tagen arbeitete ich daran, die Familie aus dem Lager herauszubekommen. Der von Frau Mema vorgeschlagene Weg erwies sich als richtig. Nach 1 oder 2 Tagen beginne ich mit den Englischstunden für die Kommissarin Zarna (d. h. die Flamme). **Höre bald, dass meine Familie im Lager Teherje (Tüchern) bei Cilli eingeliefert worden sei, bekomme – dank des wirkungsvollen Schreibens der russischen Kommandantur in Berlin – die Schlüssel für Feldenhofen, um im Herrenhaus zu wohnen und mit meinen dortigen, von Berlin verlagerten, Büchern und Schriften arbeiten zu können, und beginne die für den Abtransport und die Inhaftierung der Familie massgebenden Stellen auszuforschen.**

Bei den Englischlektionen bekomme ich alles heraus; ein Ansuchen an die übergeordnete Dienststelle in Cilli wird verfasst und in Windischgraz mehrfach befürwortet, unterschrieben, mir eine Empfehlung mitgegeben, und so begeben sich mit der kleinen Dampfbahn, deren Trasse etwa 50 Jahre vorher mein Vater gebaut hatte, nach Cilli. Ich komme dort freundlich im Hause der alten

Eisenhändlerfamilie NN unter und kann 2 Tage bei den Amtsstellen verhandeln. Das grosse russische Papier hat bestens geholfen und so bekam ich die Zusicherung, dass meine Familie in kurzer Zeit freigelassen würde, und dass ich in Windischgraz verständigt werden würde, wann ich sie abholen kommen könnte.

Sehr erfreut fuhr ich wieder zurück, hörte in Windischgraz als erste Neuigkeit, dass die Zarna sich umgebracht hätte, nachdem sie kurz vorhergesagt hätte, das Leben wäre jetzt schal und langweilig, nachdem sie nichts mehr zu verhaften, verurteilen und konfiszieren hätte.

Die mir gegebene Zusicherung war ehrlich gewesen; nach wenigen Tagen erhielt ich die Verständigung ich könnte meine Familie am 2.VIII. (nach der Erinnerung) abholen. Ich glaube, dass ich schon einen Tag vorher nach Cilli gefahren war, dort wieder beim Eisenhändler NN übernachtet hatte, nachdem ich noch am späten Nachmittag zu Fuss nach Teherje gegangen und mir das Lager von aussen angesehen hatte. Damals hat mich Mutti, wie sie später sagte, an der geraden Haltung erkannt und den Kindern angedeutet, ich könnte es wohl gewesen sein, um sie alle heraus aus dem Lager zu holen.

Herausholen von Marceline und den Kindern

Am nächsten Morgen ging ich mit den nötigen Papieren wieder zum Lager, wurde von Marceline und den Kindern sehr fröhlich begrüsst und nun konnte ich mit ihnen allen nach Cilli zurückwandern. Dort konnte ich ihnen im Gasthaus eine Fisolensuppe und Erdäpfel geben, die ihnen herrlich schmeckten, denn seit fast 5 Wochen hatten sie nur von kleinsten Portionen deutscher Dörrgemüsereste gelebt.

Da sah ich auch wie von Marcelines Armen die Haut fast locker auf den Knochen lag, so abgemagert war sie. Eines ihrer ersten Worte war: „Wir haben jemand gestern Abend beim Lager stehen gesehen, der Dir sehr ähnlich geschaut und sehr gehofft, Du wärst es; Gott sei Dank, es hat gestimmt.“

Mit dem nächsten Zug fuhren wir über Schönstein (Sostanje) zurück, besuchten dort einen Lagergenossen (Zuckerbäcker), der vor Marceline entlassen war und kamen am nächsten Tag gut nach Feldenhofen; nun konnte die Familie sich langsam wieder an die Freiheit gewöhnen und mit der kleinen Wirtschaft (2 Kühe, 1 Pferd, einige Schweine, Hühner und 2 Truthühner sowie mit dem grossen Gemüsegarten) beschäftigen. Bald gelang es ein hübsches Pony, das zum Schlachten dem Fleischhauer gegeben war, für uns frei zu bekommen. Der Kommissar Fischer liess mich einige grosse Bäume an der Suchadol verkaufen und stimmte auch zu, dass ich den nach Feldenhofen von Berlin geschickten Frigidaire als mein Eigentum verkaufen konnte, so dass ich einiges Bargeld in die Hand bekam, um die nötigen Ausgaben decken zu können.